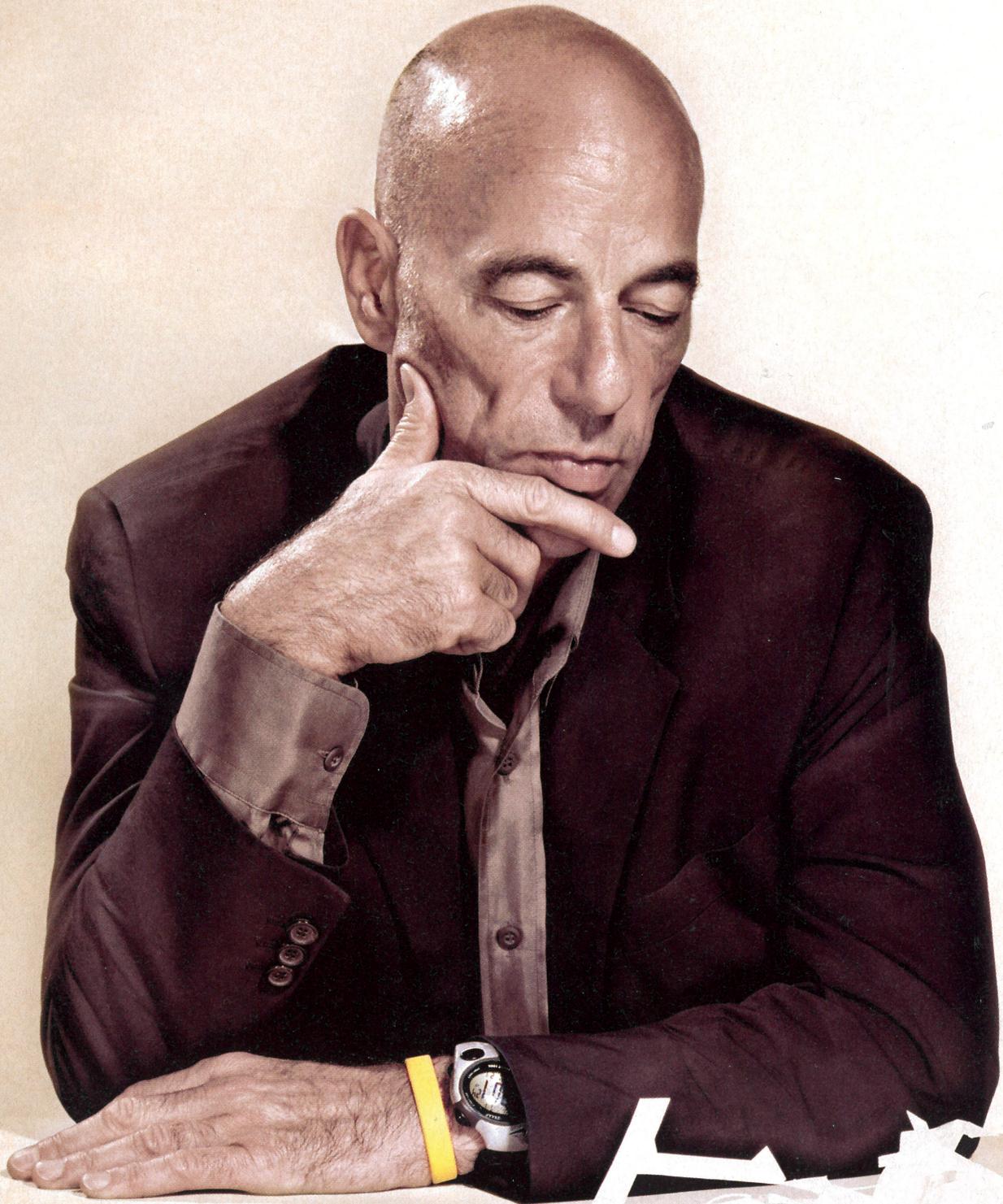


Lebt urbaner, schafft Parks, lasst die Alpen in Ruhe! Ein Sonderheft

NR. 44 05. BIS 11. 11. 2005

DAS MAGAZIN



BAUKASTEN SCHWEIZ
Jacques Herzog & Co. zerlegen das Land

Gehöre ihm ganz.



NESPRESSO®

Die Seele des Kaffees.



www.nespresso.com

Editorial

NEUE MASSSTÄBE

Es macht einen Unterschied, ob jemand in Shanghai oder in Wettingen aufwächst. Ob einer zwischen Wolkenkratzern lebt oder zwischen Wiesen und Wohnblöcken. Der Raum um uns herum ist in allem spürbar. Wer zum Beispiel in Hongkong oder New York aufwacht, spürt sofort die Metropole, selbst bei geschlossenen Fensterläden.

Doch es ist gar nicht so leicht, den Raum rational zu erfassen. Unser Blick ist verstellt, von Bildern, Erinnerungen und Sehnsüchten. Was ist Wettingen? Ein Dorf? Eine Stadt? Ein Siedlungsbrei? Wir sehen die grösste Stadt des Kantons Aargau, statistisch gesehen. Entspricht Wettingen unseren Vorstellungen, wie eine Stadt auszusehen hat? Oder ist Wettingen etwas Neues, eine neue Art von Stadt? Lauter Fragen, die sich vier der besten Schweizer Architekten auch gestellt haben.

Jacques Herzog, Pierre de Meuron, Roger Diener und Marcel Meili sind herumgekommen in der Welt. Vor rund fünf Jahren haben sie das ETH Studio Basel gegründet, wo sie sich damit beschäftigen, wie der Raum um uns herum

aussieht. Als Erstes nahmen sie sich die Schweiz vor. Im Alltag zwischen Flughäfen und Baustellen haben sie das Feeling für das Land verloren, das ihren eigenen Blick auf die Welt geprägt hat. Gemeinsam mit dem Geografen Christian Schmid und 150 Studenten haben sie sich in ein geistiges Abenteuer gestürzt. Herausgekommen ist etwas vom Anregendsten, was Schweizer Intellektuelle in den letzten Jahren geschaffen haben.

Die wichtigste Erkenntnis vorweg: Wir müssen uns umgewöhnen. Unser Land ist urban geworden, bis in die hintersten Winkel und auf die höchsten Bergspitzen. Dementsprechend muss sich unser Denken verändern.

Die Arbeit des ETH Studios Basel, sind wir überzeugt, ist revolutionär. Wir hoffen, dass sie einiges zu reden geben wird, und weil wir diese Diskussion überlebenswichtig finden für die Schweiz, haben wir dem Thema ein ganzes Heft gewidmet. Im ersten Teil legen wir die Thesen des ETH Studios dar, dann gehen «Magazin»-Autoren auf Forschungsreise. Von nun an gilt: Wir müssen die Schweiz mit neuen Augen sehen.

Miklós Gimes

BILD: Gotthardpass SATELLITE IMAGE © CNES / SPOT IMAGE / SWISSSTOPO, NPOC



Ein kreatives System lässt Raum für Individualität.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72, info@usm.com
 Showrooms: **Bern** Gerechtigkeitsgasse 52, **Berlin** Französische Strasse 48, **Hamburg** Neuer Wall 73-75
 Mailand Via S. Radegonda 11, **New York** 28-30 Greene Street, **Paris** 23 Rue de Bourgogne
 www.usm.com

USM
Möbelbausysteme

Impressum

Adresse der Redaktion
 Tamedia AG, Das Magazin /
 Postfach, 8021 Zürich
 Telefon 044 248 45 01 / Fax 044 248 44 87
 (redaktion@dasmagazin.ch) / www.dasmagazin.ch
 «Das Magazin» ist die wöchentliche
 Beilage des «Tages-Anzeigers»,
 der «Basler Zeitung», der «Berner Zeitung»
 und des «Solothurner Tagblatt»

Herausgeberin Tamedia AG
Verleger Hans Heinrich Coninx
Beirat Hans Heinrich Coninx / Matthias Hagemann
 Andreas Z'Graggen
Chefredaktion Res Strehle
 (andreas.strehle@dasmagazin.ch) Finn Canonica
 stv. Chefredaktor (finn.canonica@dasmagazin.ch)
 Peer Teuwsen, stv. Chefredaktor
 (peer.teuwsen@dasmagazin.ch)

Redaktion Martin Beglinger
 (martin.beglinger@dasmagazin.ch)
 Rico Czerwinski (rico.czerwinski@dasmagazin.ch)
 Irene Mahrer-Stich (imahrer@dasmagazin.ch)
 Guido Mingels (guido.mingels@dasmagazin.ch)
 Anuschka Roshani
 (anuschka.roshani@dasmagazin.ch)
 Ursula von Arx (ursula.vonarx@dasmagazin.ch)

Art Direction Nathan Aebi
 (nathan.aebi@dasmagazin.ch)

Bildchef Andreas Wilhelm
 (andreas.wilhelm@dasmagazin.ch)

Bildredaktion Petra Baumann, Ass.
 (petra.baumann@dasmagazin.ch)

Abschlussredaktion Ernesta Coray-Lavarini
 (ernesta.coray@dasmagazin.ch)

Redaktionelle Mitarbeiter Miklós Gimes /
 Peter Haffner / Erwin Koch / Max Küng /
 Ruedi Leuthold / Michèle Roten /
 Trudy Müller-Bosshard / Martin Suter

Honorar Claire Wolfer (claire.wolfer@dasmagazin.ch)

Verlag Tamedia AG / Werdstrasse 21 / Postfach
 8021 Zürich / Telefon 044 248 41 11

Verlagsleitung Maili A. Wolf

Insertemarkt Fridolin B. Holdener
 (Anzeigenleitung) / Cyrill Treptow
 (Product Manager) / Valère Bärtsch
 Jano Berni / Kurt Odermatt
 Hans-Peter Thoma / Adriano Valeri /
 Selina Iten (Reservationen)

Insertate Westschweiz Presse Publicité Rep. SA
 7, avenue Krieg / Case postale 290 / 1211 Genève
 Telefon 022 839 60 00 / Fax 022 839 60 01

Abonnementpreise Samstagsausgaben-Jahresabonne-
 ment bzw. -Halbjahresabonnement (inkl. MwSt.):
 «Tages-Anzeiger» Fr. 99.20 / Fr. 54.55;
 «Basler Zeitung» Fr. 106.30 / Fr. 54.80;
 «Berner Zeitung» und «Solothurner Tagblatt»
 Fr. 130.00 / Fr. 65.00

Abonnentenservice: «Tages-Anzeiger», Werdstrasse 21
 Postfach / 8021 Zürich
 Telefon 044 404 64 64 / Fax 044 248 69 04
 «Berner Zeitung» und «Solothurner Tagblatt»,
 Telefon 0800 551 553
 (abo-espace@espacemedia.ch)
 «Basler Zeitung», Telefon 061 639 13 13
 (abo@baz.ch)

Nachbestellungen abo-service@tamedia.ch

Technische Herstellung Tamedia AG, Production
 Services, Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Ombudsman der Tamedia AG Arthur Liener
 Postfach, 3000 Bern 13

Bekanntgabe von namhaften Beteiligungen
 i. S. v. Art. 322 StGB 20 Minuten AG (100%),
 Balmedia AG (50%), Basilisk Medienverlag AG
 (100%), Belcom AG (100%), Berner Zeitung AG
 (49%), Büro-Verlag AG (60%); Express Zeitung
 AG (100%), homegate AG (14.5%), Huber & Co.
 Aktiengesellschaft (100%), Medag AG für
 Medienarbeit (100%), Meier Waser Druck AG
 (50%), Partner Winner AG (100%), Presse
 Publicité Rep. SA (50%), Radio 24 AG (100%),
 Radio Basilisk Betriebs AG (100%), Tagblatt der
 Stadt Zürich AG (60%), Thurgauer Medien AG
 (100%), Uster Nachrichten AG (100%),
 Verlag Finanz und Wirtschaft AG (100%),
 Verlags-AG Sonntagszeitung (85%), Zeitungs-
 Verlag AG Hinterthurgau (100%), ZUVO
 Zustell- und Vertriebsorganisation AG (50%).



- 06 NOVEMBER-GESPRÄCHE MIT JACQUES HERZOG**
- 10 DAS ENDE DER VERDRÄNGUNG** Text Res Strehle Bilder Christian Grund
 Die Schweiz ist ein einziges urbanes Gebilde, nur will sie das
 nicht wahrhaben. Für die Zukunft gilt:
 Mehr Urbanität oder wir versinken in der Provinz.
- 32 STÄDTEHASSER** Gespräch Martin Beglinger und Miklós Gimes
 Städte haben bei uns einen schlechten Ruf, die Schweiz
 sehnt sich nach dem Land. Das wird sich ändern. Gespräch
 mit dem Geografen Christian Schmid.
- 38 HOFFNUNGSLOS** Text Martin Beglinger Bilder Raffael Waldner
 Im Rheintal geben die einst armen Österreicher den Ton an.
 Auf Schweizer Seite hofft man auf die «Gemeindefusion»
 als Wunderwaffe. Im Reich der Bremser und Kleinkarierten.
- 52 MIT DEM RÜCKEN ZUR WAND** Text Miklós Gimes Bilder Raffael Waldner
 Das innere Calancatal zählt 500 Einwohner und kostet im
 Jahr 5 Millionen Franken. Können wir uns das noch leisten?
 Dabei ist das Tal eine der coolsten Gegenden der Schweiz.
- 64 BERNER PLATTE** Text Stefan von Bergen und Jürg Steiner
 Bern und sein Umland liefern sich harte Standortgefechte.
 Supermärkte und Stadien laufen sich auf engstem Raum den
 Rang ab. So riskiert die Gegend, den Anschluss zu verlieren.
- 68 KREUZWORT**
- 70 TAG IM LEBEN**

MIT TÖDLICHER SICHERHEIT

Der Architekt Jacques Herzog über seine Macht, Fussball und das Vergehen der Zeit



Herr Herzog, sind Sie ein Gott?

Was soll diese Frage?

Sie sind ein moderner Gott. Sie bauen ganze Städte. Sie werden verehrt, beschenkt, umworben. Das waren in der Antike Attribute göttlicher Figuren.

Darf ich dieses Gespräch nochmals lesen, bevor es gedruckt wird?

Natürlich.

Gut, dann antworte ich Ihnen. Sie sind Journalist und haben Ihre Begriffe, um mich zu beschreiben. Dagegen kann ich mich nicht wehren. Bist jetzt war ich ein Stararchitekt, jetzt soll ich sogar noch ein Gott sein. Mir fällt dazu nichts ein.

Sie haben enorme Macht.

Nein. Tatsache ist allerdings, dass die Architekten, die weltweit Aufträge haben, inzwischen medial viel präsenter sind als früher. Das hat es so noch nie gegeben. Die Ursachen für dieses Phänomen sind vielfältig. Der Vorteil ist, dass man so unglaubliche Projekte bekommt, der Nachteil, dass man viel häufiger, viel intensiver kommunizieren muss. In unserem Fall ist das kein Problem, weil wir das längst akzeptiert haben. Und gerade wenn wir ganze Städte planen wie in China, dann muss das Hand in Hand gehen

mit Absichten von Links- und Rechtsparteien. Unsere Stellung ist also interessant, aber auch heikel, weil man in ganz andere Felder vorstösst. Das Kerngebiet muss immer die Architektur sein, sonst verliert man seine Glaubwürdigkeit.

Ein Architekt ist ein brutaler Mensch.

Sie bauen Gebäude, ganze Städte – und sagen: «So, jetzt steht das da für die nächsten 100 Jahre, fangt was damit an.»

Ich würde eher von Selbstvertrauen sprechen. Das muss man entwickeln, das ist richtig. Wir haben mehr Verantwortung als andere, aber nur so kann man etwas bewirken.

Wie gewannen Sie an Selbstvertrauen?

Glücklicherweise konnten wir mit kleinen Schritten anfangen. Ich kann heute deshalb besser abschätzen, ob etwas funktioniert. Man muss aber auch wissen, dass ein Architekt nie allein agiert; man arbeitet immer in einer Gruppe. Natürlich sind Einzelne für die entscheidenden Pässe zuständig, wenn man es mit dem Fussball vergleichen will. Aber es gibt Korrekture. Deshalb ist Architektur noch immer keine Einzeldisziplin wie die bildende Kunst, obwohl sich zwischen Architekt und Künstler eine Annäherung ergeben hat. Wir leben

in einer Zeit, in der alle Traditionen und Regeln zerstört worden sind. Deshalb muss sich die Architektur bei jedem einzelnen Projekt die Regeln wieder selber geben. Das ist radikaler als je zuvor – und deshalb näher beim Künstler, der sich auch seine eigenen Regeln schafft.

Sie haben also grosses Selbstvertrauen?

Das kann ich schlecht beurteilen. Wir haben an Kompetenz gewonnen; wir konnten Leute überzeugen. Wenn man sehr viel Selbstvertrauen hat und keinen Ball trifft, nützt einem das wenig.

Warum vergleichen Sie immer mit dem Fussball?

Fussball ist faszinierend, weil so viel Wichtiges im Leben daran ablesbar ist. Der Einzelne kann mit seinen mentalen und physischen Fähigkeiten ein Spiel wesentlich beeinflussen, aber trotzdem können ihm plötzlich ganz andere Einflüsse einen Strich durch die Rechnung machen; der Zufall spielt eine grosse Rolle.

Da sehen Sie Parallelen zu Ihrer Arbeit?

Es gibt in der Architektur weniger Zufälle, zum Glück. Aber immer noch zu viele.

Haben Sie mal die rote Karte bekommen?

Als Spieler nicht.

Und als Architekt?

Das gibt es in unserem Metier nicht.

Sie sind nie fundamental gescheitert?

Nein, aber das ist eine wichtige Frage. Wenn man nach Jahren anschaut, was man gebaut hat, sieht man mit tödlicher Sicherheit, ob das Projekt echt ist, ob es das ist, was man machen musste, oder ob man zu sehr dem Zeitgeist aufgesessen ist. Das ist ein wichtiger Test. Dieses Zurückblicken ist auf eine interessante Art schmerzlich, wie wenn man alte Fotos anschaut: Sie erinnern an das Vergehen der Zeit. Man findet etwas gut, weiss aber gleichzeitig, dass man es so nie mehr machen kann, weil man an einem anderen Punkt ist. Als ob man in einem Raumschiff sitzt und an Planeten vorbeischiebt. Ich sehe in der Architektur weniger eine Weiterentwicklung als eine Reise von einem zum andern Ort.

Jacques Herzog, 55, bildet mit Pierre de Meuron das weltberühmte Architektenduo Herzog & de Meuron. Er lebt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Basel.
Gespräch Peer Teuwsen (peer.teuwsen@dasmagazin.ch)
Bild Christian Grund (mail@christiangrund.ch)
Nächste Woche: Jacques Herzog wird beleidigend und lässt sich einen Tempelbauer nennen.



Schindler 3100

Schindler 3300

Schindler 5300

So lässt sich gut leben.
Mit mehr Raum, in ausgezeichnetem Ambiente und komfortabler Ruhe.
Überzeugend und bestechend.
Die neue Generation von Personenaufzügen für Wohn- und Geschäftshäuser von Schindler.

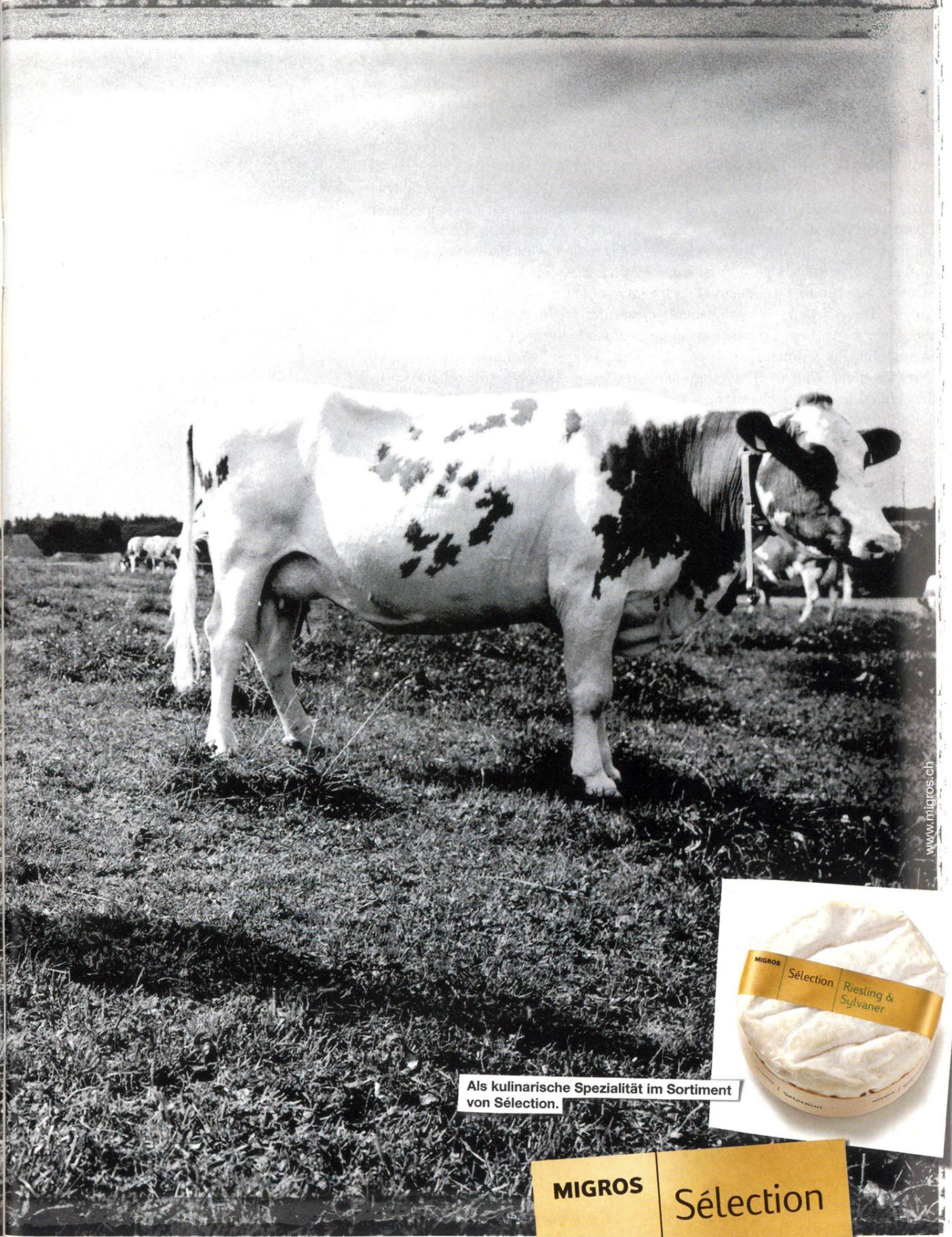
Besuchen Sie uns: www.schindler.ch



Gehaltvoller Rahm-Weichkäse aus dem Bieler Seeland.

Eingelegt im fruchtigen Wein der RieslingxSylvaner-Traube.

An den «Cheese Olympics» 1996 ausgezeichnet als innovativster Käse.



www.migros.ch



Als kulinarische Spezialität im Sortiment von Sélection.

MIGROS Sélection

Seit fünf Jahren treffen sich jeden Dienstag vier der besten Architekten der Schweiz um einen Zeichentisch, um gemeinsam mit einem Geografen ihre Visionen der Schweiz zu entwickeln. «Visionen», sagt der österreichische Philosoph Rudolf Burger, «haben gewöhnlich Irre.» Architekten aber sind keine Irren. Im Gegenteil, Architekten sind die Champions des Machbaren. Wenn sich die fünf Basler Visionäre auf eine fünfjährige Forschungsreise durch die Schweiz begeben und das Resultat ihrer Arbeit «Die Schweiz. Ein städtebauliches Porträt» nennen, dann ist das auch so gemeint: Als Momentaufnahme, als «Freeze» einer Welt in Bewegung, als Beschreibung des Bestehenden. Wahrnehmung war das Zauberwort ihrer Forschungsarbeit. Visionäre sind Herzog, de Meuron, Diener, Meili und Schmid allerdings schon, indem sie dem, was alle Welt sieht, einen Namen geben.

Jeder Laie, der die drei quadratischen Bände ihrer Studie (insgesamt 1000 Seiten) in die Hand nimmt, wird anschaulich merken, dass es diesen «Stadtplanern» darum geht, dieses Land in seiner Ausgestaltung erst zu verstehen und den Energien nachzuspüren, die dazu geführt haben, dass es so aussieht wie die Schweiz. Man soll also keine Rezepte für die Zukunft von ihnen erwarten. «Wir wollen keine Planer sein», sagt der Zürcher Architekt Marcel Meili, einer der Autoren, «wir wollen nur zeichnen, was um uns herum ist.» Von Architekten werde immer verlangt, Pläne zu liefern, Skizzen, Lösungen, sagt Meili. «In der Schweiz werden Antworten erwartet. Dieses Land hält Fragen nicht aus. Nachzudenken, einfach so, ist hierzulande bereits ein subversiver Akt.»

Das hat die vier Meisterarchitekten verbunden: die Lust zu schauen, was ist. Und darüber nachdenken. Eben: einfach

SCHWEIZMACHER

Text Res Strehle Bilder Christian Grund

Die besten Schweizer Architekten sorgen sich um die Zukunft des Landes.
Wenn es so weitergeht, wird die Schweiz zu einem grossen Aargau.

Jacques Herzog: «Der Schweiz droht die grosse Nivellierung.»



Christian Schmid: «Die Schweiz hat zu wenig urbane Situationen.»



Marcel Meili: «Nachdenken gilt hierzulande schon als subversiv.»



Roger Diener: «Die Schweiz sollte sich ungeschminkt betrachten.»



so. Ohne den Druck, eine Zukunftsstrategie aus dem Ärmel schütteln zu müssen. Denn wenn ihr Prominentenstatus etwas Gutes hat, dann ist es diese Freiheit. Herzog, de Meuron, Diener und Meili sind ein Dreamteam, das einzige in der Schweiz, das sich erlauben kann, fünf Jahre lang zu forschen, ohne nachher irgendwelche Scheinantworten und Projekte abzugeben. Niemand würde sich getrauen, ihnen praxisferne Theorie vorzuwerfen – dass sie die Praxis beherrschen, haben sie genügend bewiesen auf den Baustellen dieser Welt. Das Bewusstsein ihrer einzigartigen Stellung hat ihre Gruppe zusammengehalten und ihre Arbeit beflügelt.

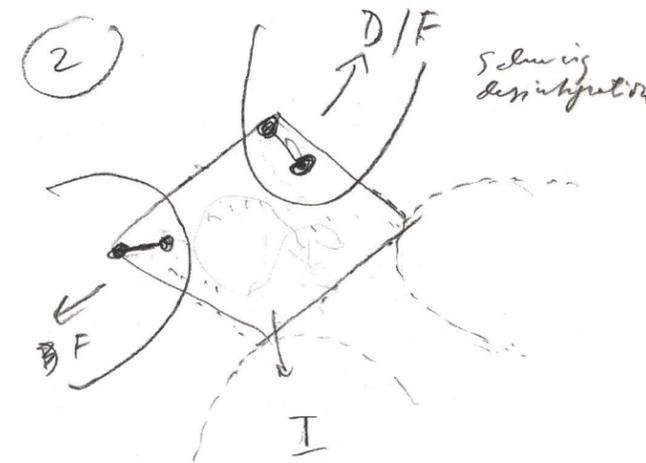
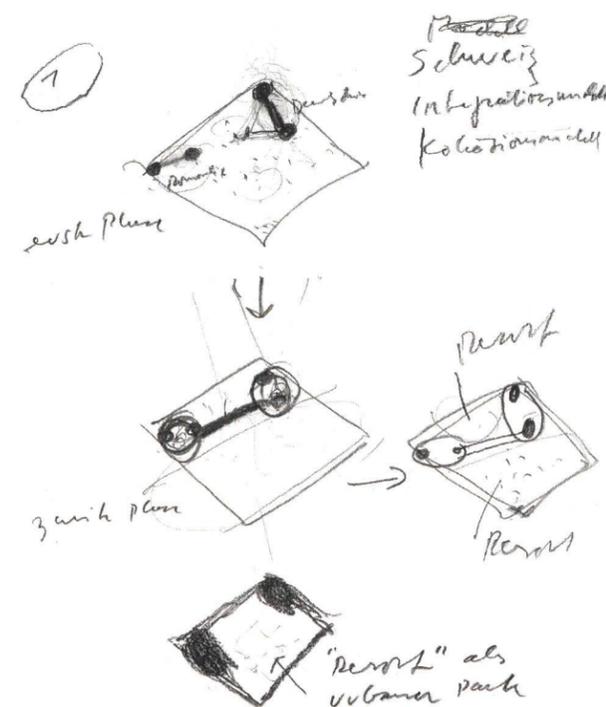
Die Forschungsarbeit an der Schweiz ist ein Teil ihrer Tätigkeit am ETH Studio Basel, Institut Stadt der Gegenwart, von wo ihr Diskurs langsam internationale Verbreitung findet. Als grosse Baumeister hat man sie im Ausland längst entdeckt, mit dem ETH Studio Basel sind sie nun auf dem Weg, ein Theoriegebäude zu entwickeln, das in der Diskussion um die Auswirkungen der Globalisierung eine Rolle zu spielen be-

ginnt. Die Basler vertreten, grob gesagt, die These, dass die Kraft des Lokalen auch unter den Voraussetzungen weltweiter Vernetzung viel stärker ist als ursprünglich angenommen und dass man die Beharrungskräfte des Ortes als produktiv wahrnehmen soll.

Was die Schweiz betrifft, gehen die Architekten am ETH Studio Basel davon aus, «dass die Schweiz eine einzige flächendeckende urbane Topografie ist, aber mit antiurbanem Charakter». 150 Studierende haben sie zu «Bohrungen» in alle vier Ecken des Landes ausgeschiedt, und der Befund ist alarmierend. Die Schweiz ist weder städtisch noch ländlich. Ohne Gegensteuer droht der Schweiz der grosse Mittellandbrei. Zwischen Genfersee und Bodensee wird eine konturlose Region ohne Differenzen entstehen, ein Territorium, das weder fürs Wohnen noch fürs Arbeiten, noch für Freizeit und Tourismus sonderlich attraktiv bleiben wird. Es droht der Schweiz eine wirtschaftliche, sportliche, kulturelle, architektonische Nivellierung auf tiefem Niveau.

So begründet der Basler Jacques Herzog die Denk- und Forschungsar-

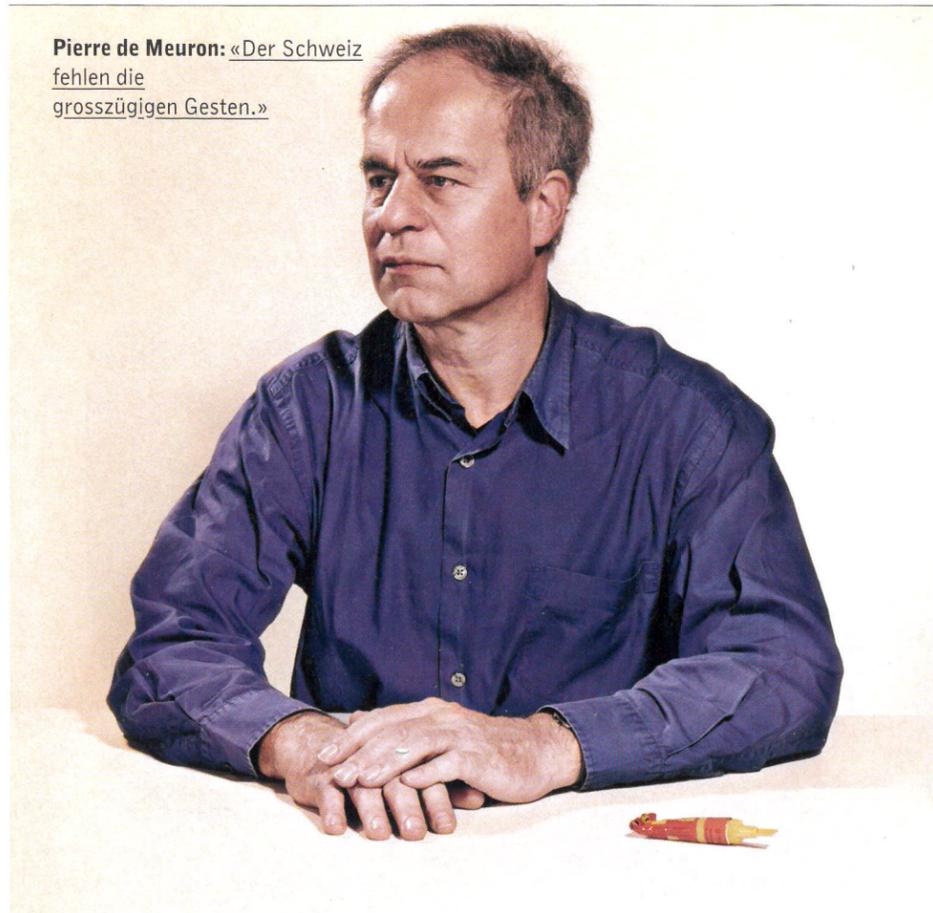
beit. Herzog ist der Star unter den Schweizer Architekten, er hat zusammen mit Pierre de Meuron in München die Fussballarena gebaut, in London die Tate Gallery, er arbeitet zurzeit in Peking am Olympiastadion für 2008. Der Mann hört sich gern beim Reden zu, aber seinen Zuhörern um den Zeichentisch geht es auch so. Pierre de Meuron ist nicht nur sein Partner, sondern sein dialektisches Gegenstück. Roger Diener bewies mit seinem eben kürzlich fertig erstellten Bau im Novartis-Campus (dem neuen, im Auftrag von Novartis entstehenden Stadtteil im St.-Johann-Quartier), dass man selbst in einem umstrittenen Umfeld (der ersten «Gated Community» in der Schweiz) etwas Grossartiges hinstellen kann. Christian Schmid, Geograf aus Zürich, Dozent für Soziologie an der ETH, suchte schon früh den internationalen Diskurs über Stadtentwicklung und holte die Raumplanung auch in der Schweiz weg vom Reissbrett der Technokraten und Beamten. Denn die fünf entwickelten ihren Ansatz neben der in der Schweiz als «Orts-, Regional- und Landesplanung» bekannten



Variante 1: Konzentration auf Basel/Zürich und Genf/Lausanne

Variante 2: Auflösung der Schweiz in Grenzregionen

Pierre de Meuron: «Der Schweiz fehlen die grosszügigen Gesten.»



Disziplin, deren Zuhörer meist schon einnicken, bevor die letzte Folie über die Zonenplanung aufgelegt ist.

Marcel Meili komplettiert das Fünferkränzchen. Meili ist das Beste, was Zürich in Sachen Architektur zu bieten hat, ein Intellektueller, der den deutschen Philosophen Hegel beim Bier zitiert («der demiurgische Charakter der Globalisierung wurde überschätzt»), gleichzeitig aber ein Macher, der das Anarchische an der Stadtentwicklung liebt. Er hat zusammen mit Markus Peter das neue Dach des Zürcher Hauptbahnhofs gestaltet, das Schulungszentrum der Swiss Re in Rüslikon und andere Bauten, die sich vom Durchschnitt abheben. Nun will er Zürich ein Monument beim Stadteingang West hinklotzen, ein Fussballstadion, über das sich die Stadt seit Jahren uneins ist.

Differenz

Als sich Herzog und Kollegen vor fünf Jahren rund um den Zeichentisch zusammensetzten, an den Wänden Luftaufnahmen von Grossstädten wie Casablanca, waren sie sich rasch einig: Die

Schweiz soll sich nach dem Prinzip der Differenzierung entwickeln. Nicht Gleichartigkeit sollte weiter gesucht, gepflegt und gefördert werden, sondern Verschiedenartigkeit, also nicht von allem ein bisschen überall. Auch in den Städten soll Differenz das Merkmal von urbaner Qualität sein. Sie ist weit wichtiger als Bevölkerungszahl oder Infrastruktur, die früher als Kriterien für Urbanität angesehen wurden. Möglichst vielfältig («heterotop») soll das Leben in der Stadt sein, ein Platz für unterschiedlichste Lebensentwürfe. Und zwischen den verschiedenen Lebensformen soll produktive Spannung entstehen, Diskussion, Auseinandersetzung, Anziehung, Abgrenzung.

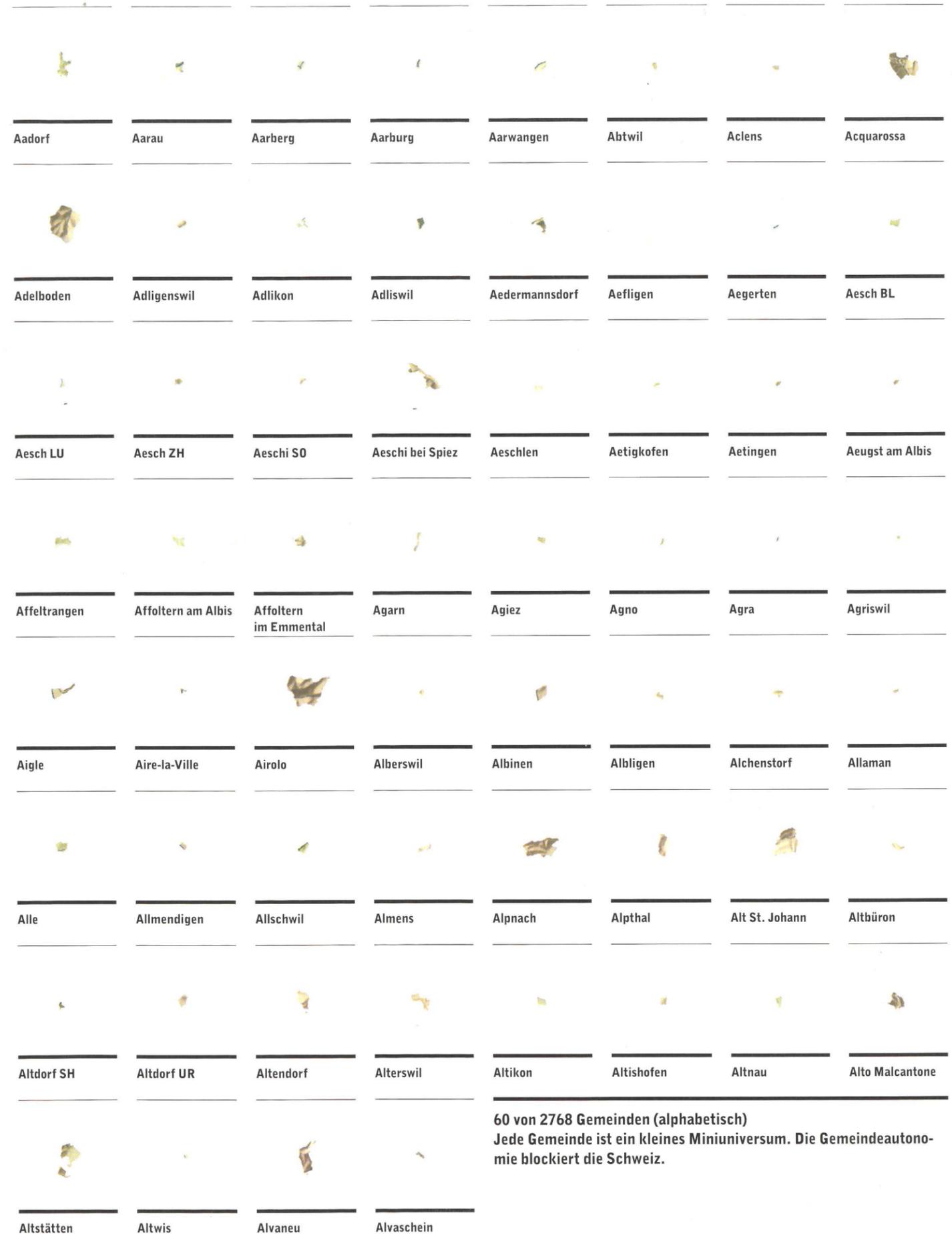
Es hätte sein können, dass die fünf in dieser Zeit zu Todfeinden werden, die sich fortan aus dem Weg gehen, oder zu Neoliberalen, über deren Vorschläge sich einzig Avenir Suisse oder Economiesuisse freuen würden. Keins von beiden ist passiert.

Was kann der Schweiz Besseres und Demokratischeres passieren als eine Debatte über ihre räumliche Weiterent-

wicklung? Was kann Besseres vorliegen als ein durch Forschungsarbeit gestützter Vorschlag von einem Geografen und vier Architekten? Der Geograf könnte sich schliesslich auch darauf beschränken, die Topografie zu untersuchen, die Architekten könnten Häuser bauen und sich um die Umgebung keinen Deut scheren, wie das sonst eher üblich ist. Aber nein, das Ganze ist für sie das Wahre (schon wieder Hegel) – was bringt ein einzelnes Bauwerk einer Stadt im Verhältnis zum Gedanken, wie eine ganze Stadt weiterentwickelt werden kann?

Die fünf sind Patrioten, ohne Nationalisten zu sein. Neben ihrer Arbeit an Renommierbauten in Shanghai oder Hongkong sind sie hingesessen und zählten Feuerwehrhäuschen, Hallenbäder, Zivilschutzzentren und Polizeiposten in Gemeinden wie St. Gallenkappel, Rüeterswil, Laad oder St. Peterszell.

Dabei kamen sie zur Erkenntnis, dass jede der 2768 Gemeinden in der Schweiz ein kleines Miniuniversum ist, jede für sich das Gleiche will und jede sich für die Welt hält. Die Grenzen zwischen Gemeinden, Kantonen und Staa-



60 von 2768 Gemeinden (alphabetisch)
Jede Gemeinde ist ein kleines Miniuniversum. Die Gemeindeautonomie blockiert die Schweiz.

ten mögen wirtschaftlich überholt sein, in den Köpfen der Bewohner sind sie so stark wie eh und je. Daran haben auch die zwei Jahrzehnte des jüngsten Globalisierungsschubs nichts geändert, die (befürchtete) kulturelle Gleichschaltung ist ausgeblieben, die (erhoffte) Horizont-erweiterung ebenfalls.

Grenzen

Als Folge setzen sich die fünf ausführlich mit dem Begriff der Grenzen auseinander. Damit debattieren sie auch den Föderalismus, der jede Entscheidung auf die unterste mögliche Ebene des Staates delegiert. Der Föderalismus, das grosse Schweizer Erfolgsmodell, wird zum Beispiel in Spanien bewundert und steht gegenwärtig vor einem Export in die EU, ist gleichzeitig aber das grosse Verhinderungsmodell, die Absage an wirkliche Urbanität. So ist die Schweizer Stadt im Unterschied zu ausländischen Metropolen immer auch Provinz, Urbanität ist hier ebenso verlockend wie verdächtig. Die Grenzen in den Köpfen haben dazu geführt, dass keine Stadt in der Schweiz wirklich gross

geworden ist, keine Gemeinde mit der anderen leidenschaftlich zusammenarbeitet und jedes Kantonsspital Nieren, Herzen und Lungen selber transplantieren will.

Von den grösseren Städten kann Basel, Richtung Schweiz vom Jura blockiert, im Grunde nur ins Dreiländereck wachsen, aber dort behindert es die Landesgrenze. Zürich hält sich für grösser, als es wirklich ist, denn schon die Gemeindegrenze ist eine mentale Barriere. Genf könnte mit Lausanne zusammenwachsen, aber die beiden Städte sind kulturell so verschieden wie Madrid und Barcelona. Und im kleineren Massstab sollte das St. Galler Rheintal ans wirtschaftlich erfolgreiche Vorarlberg andocken, aber dazwischen liegt mehr als bloss der Rhein.

Die Schweizer Gemeinde hat als «Universum en miniature» (Marcel Meili) ihre Rolle als Bezugsrahmen angesichts der fortschreitenden Globalisie-

rung noch verstärkt. Der Föderalismus sorgt dafür, dass sich in der Schweiz jede Gemeinde für die Welt hält, aber sich auch jeder für die Welt interessiert oder zumindest dafür, was er für die Welt hält. Das wiederum begrenzt das Wachstum der Städte, denn die Gemeinden an den Stadträndern ziehen die guten Steuerzahler an, ohne die Zentrums-lasten mitzutragen. Die Vorortsgemeinden und Randkantone sorgen als Antikörper der Stadtwerdung für die Kleineräumigkeit der Schweizer Metropolen. Modell für die Schweizer Stadtentwicklung sind nicht Basel, Zürich oder Genf, sondern der Aargau. Dem stellen die fünf Visionäre ihr Modell mit fünf unterscheidbaren Lebensräumen entgegen: Metropolitanregionen, Städtenetze, stille Zonen, alpine Resorts und Brachen – alles anders, jedes für sich einzigartig und doch zusammen die Schweiz. Einer wie Jacques Herzog liebt Basel, die Schweiz, die Welt – vermutlich in dieser Reihen-

Die Bohrungen brachten die Erkenntnis, dass jede der 2768 Gemeinden in der Schweiz das Gleiche will und jede sich für die Welt hält.

Was finden Sie sympathisch an der Post?

„Dass sie moderner wird und doch bodenständig bleibt.“



Auch morgen für Sie da.

DIE POST 

DHC | 清
pure care from Japan

Ihre Haut ist so einmalig wie Sie selbst. Das Wissen der traditionellen Schönheitspflege, natürliche Wirkstoffe und modernste Wissenschaft – diese Verbindung macht die Pflege von DHC so einzigartig. Das Ergebnis ist eine Wohlfühlpflege, die Ihre Haut ganzheitlich und individuell versteht.

Exklusives Kennenlern-Angebot.
Einfach Karte einsenden oder:

www.dhc.ch
0800 005 005

In Japan ist das Wohlfühl Ihrer Haut eine ganzheitliche Frage.





Neu im Tiefkühl-Angebot: Dim Sum.

Im exotischen Snacksortiment von J. Bank's gibts neu die assortierten asiatischen Teigtaschen Dim Sum: delikate indonesische Samosa, Spring Roll, Shrimp Deli, Curry Puff und Bon-Bon Deli mit Gemüse- und Crevettenfüllung. Jetzt erhältlich in allen grösseren Migros-Filialen.

MIGROS
SO ODER SO

folge –, deshalb wendet er sich nach Jahren internationaler Tätigkeit wieder vermehrt Basel und der Schweiz zu: «Schliesslich habe ich hier ein besonderes Verhältnis zu jedem Baum, an den ich als kleiner Junge einst hingepinkelt habe.»

Metropolitanregionen

Wer wünschte sich für die Schweiz nicht eine Grossstadt, womöglich sogar mit ein paar Hochhäusern, widersprüchlich, lebendig, international? Am nächsten an diese Vorstellung kommt Zürich, das sich für grösser und weltstädtischer hält, als es wirklich ist. Basel kann nicht richtig wachsen (und der Kreis der Elite ist so klein geblieben, dass sich die Leute schon gegenseitig auf den Nerv gehen). Bern, einst Patrizierstadt und dann Beamtenstadt, leckt heute die Wunden seiner unerfüllten wirtschaftlichen Entwicklungsträume. Genf trauert seinem Bedeutungsverlust als internationales Vermittlungszentrum im Kalten Krieg nach und leidet unter der Krise der Privatbanken

Kein Wunder, träumen die Architekten von einer richtigen Grossstadt

auch in der Schweiz. Dazu bräuchte es keine Renommierbauten in Zürich oder Basel, sondern einzig einen gerichteten Urbanisierungsprozess: Ein paar Städte dürften richtig gross und urban sein, ein paar dürften klein bleiben, durch gegenseitige Vernetzung aber trotzdem vielfältiger und wirtschaftlich produktiver werden, ein paar Regionen dürften grün bleiben, andere könnten attraktive Ferienorte werden mit allem Drum und Dran, und so entstünden ein paar unbesiedelte Flächen in der Schweiz, stille Reserven, die bei Bedarf neu zu entdecken wären.

Drei mögliche grössere Metropolitanregionen haben die Autoren ausgemacht: Das grosse Zürich (etwas grösser als das Kantonsgebiet), Basel-Mulhouse-Freiburg sowie die Région lémanique (Genf-Lausanne). Alle drei hätten sie von der Bevölkerungsgrösse (über eine Million) und Wirtschaftskraft her (Finanzplatz, Life-Science-Zentrum, internationale Organisationen) das Potenzial zur Grossstadt, aber alle drei können ihre städtebaulichen Möglichkeiten nicht ausschöpfen.

Heute herrscht zwar nicht mehr der Fortschrittsglaube der Fünfziger- und Sechzigerjahre, als man in Zürich ganze Quartiere niederreissen und neu bauen wollte, eine Waldstadt, eine U-Bahn, einen Park auf dem See, und am liebsten noch ein paar Wolkenkratzer aufgestellt hätte. Überwunden ist aber auch die negative Vision der Grossstadt der ausgehenden Achtzigerjahre, wo man vorab von Zentrumslasten sprach, der offenen Drogenszene, einem wild expandierenden Milieu, dem Industrieniedergang, der neuen städtischen Armut; als Familien mit Kindern weggezogen, der Verkehr zusammenbrach und alle überzeugt waren, die Stadt sei «gebaut».

Heute bedeutet Grossstadt kulturelle Vielfalt und Gegensätze von Lebensformen, neue (und nicht nur kommerziell) erschlossene Industriebrachen, neue Quartiere, produktive Spannungen zwischen gegensätzlichen Lebensentwürfen. «Zürich», schreibt etwa der Geograf Christian Schmid, «hat sich in den letzten zwanzig Jahren von der engstirnigen provinziellen Kommune zur offenen, kosmopolitischen Stadt ent-

Aktion Gesundes Schlafen: 1.10. - 26.11.2005

**Unter dieser Matratze
haben wir bis zu
Fr. 600.-* versteckt.**

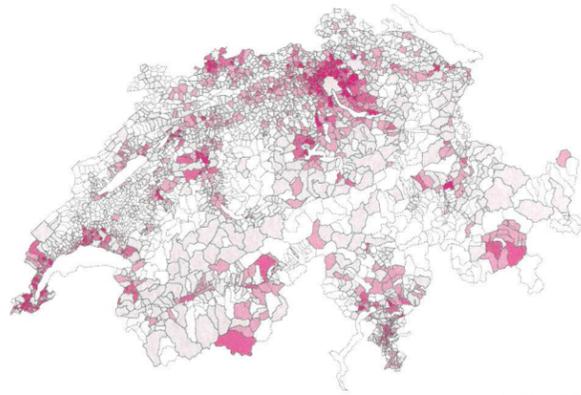


*z.B. Matratze Super Relax (90x200 cm) und bico-mat® M4 (88x197 cm) zusammen jetzt Fr. 4'560.- statt Fr. 5'160.-.

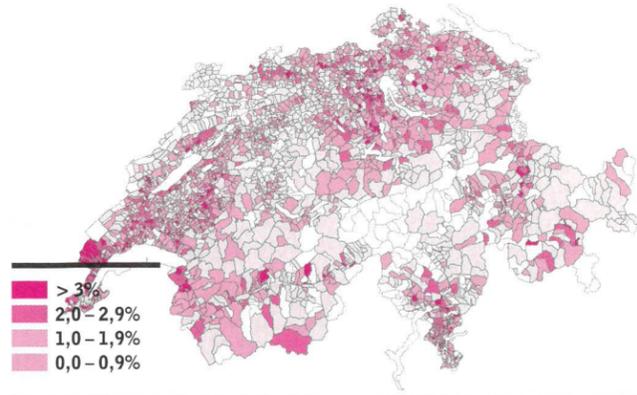
Gesundes Schlafen beruht vor allem auf der kompromisslosen Kombination von Matratze und Einlegerahmen. Der Einstieg in Ihr optimales Bettssystem war noch nie so günstig. Kombinieren Sie eine Matratze Privilege, ClimaLuxe®, Airtex® oder Super Relax mit einem Einlegerahmen bico-flex®. So profitieren Sie von einem Sonderrabatt bis zu Fr. 600.-. Ab 158 cm Breite sogar das Doppelte. Verschlafen Sie also auf keinen Fall die Aktion Gesundes Schlafen. Jetzt bei Ihrem Fachhändler. Weitere Infos unter www.bico.ch.

bico

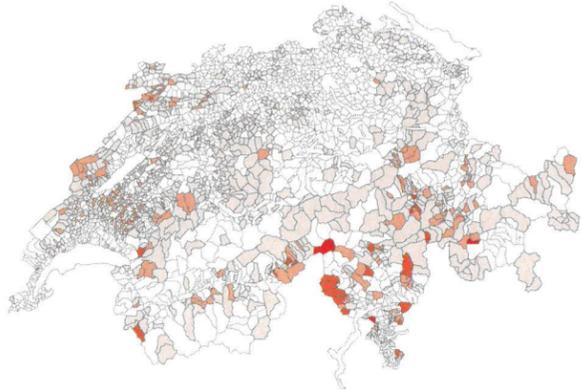
Für ä tüüfä gsundä Schlaaf.®



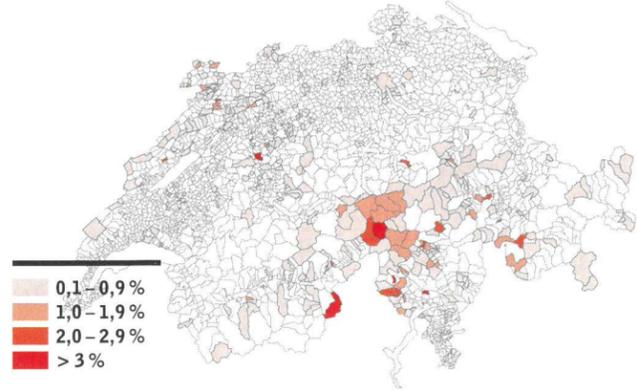
Zunahme der Bevölkerung pro Jahr 1941–1980



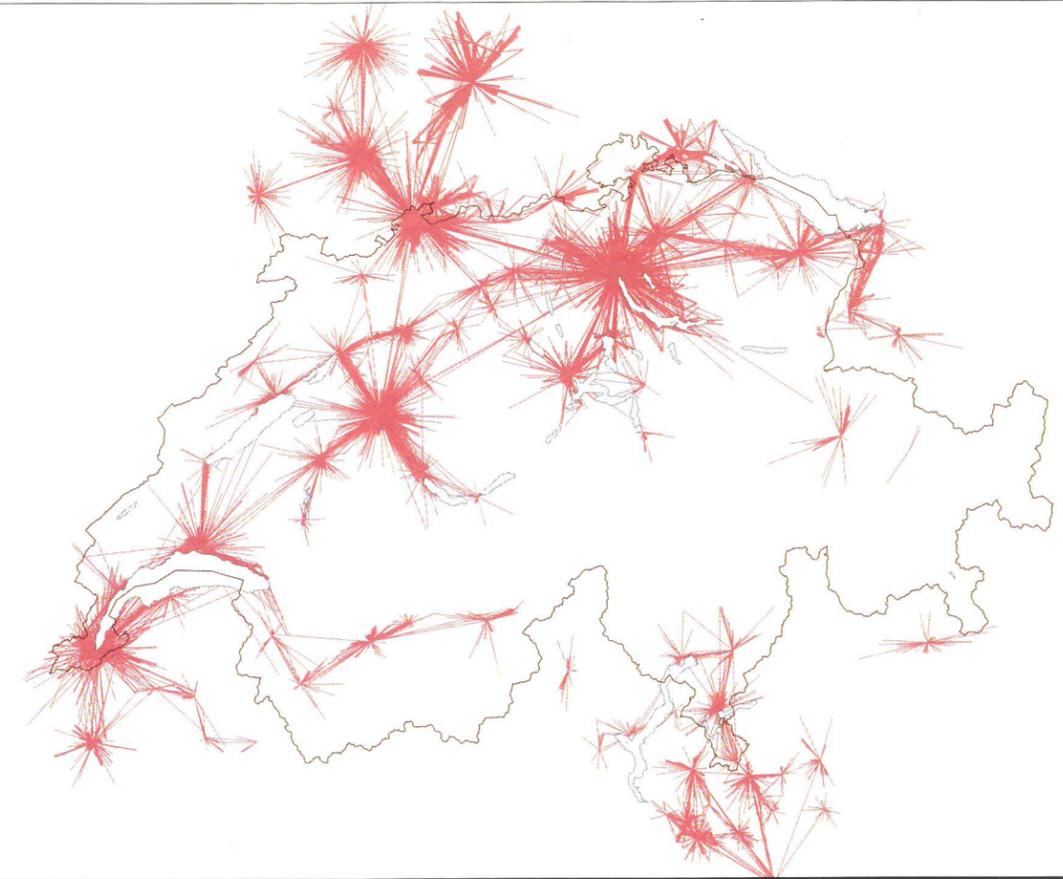
Zunahme der Bevölkerung pro Jahr 1980–2000



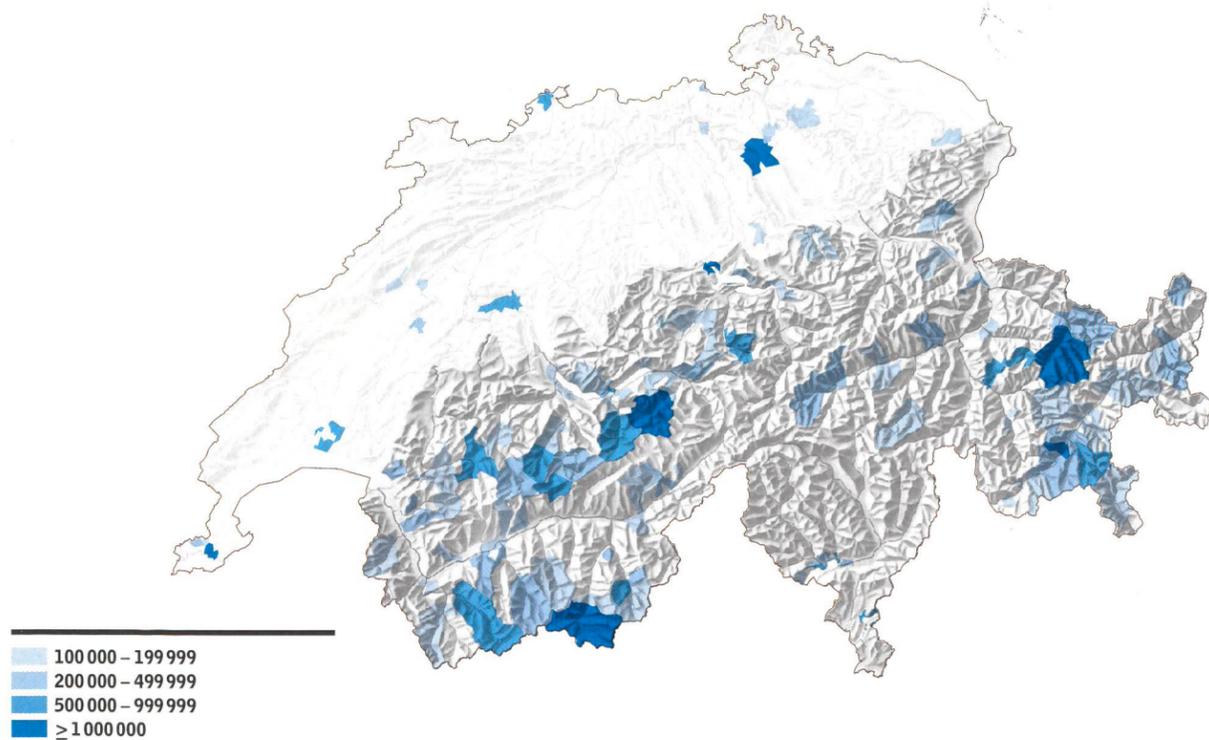
Abnahme der Bevölkerung pro Jahr 1941–1980



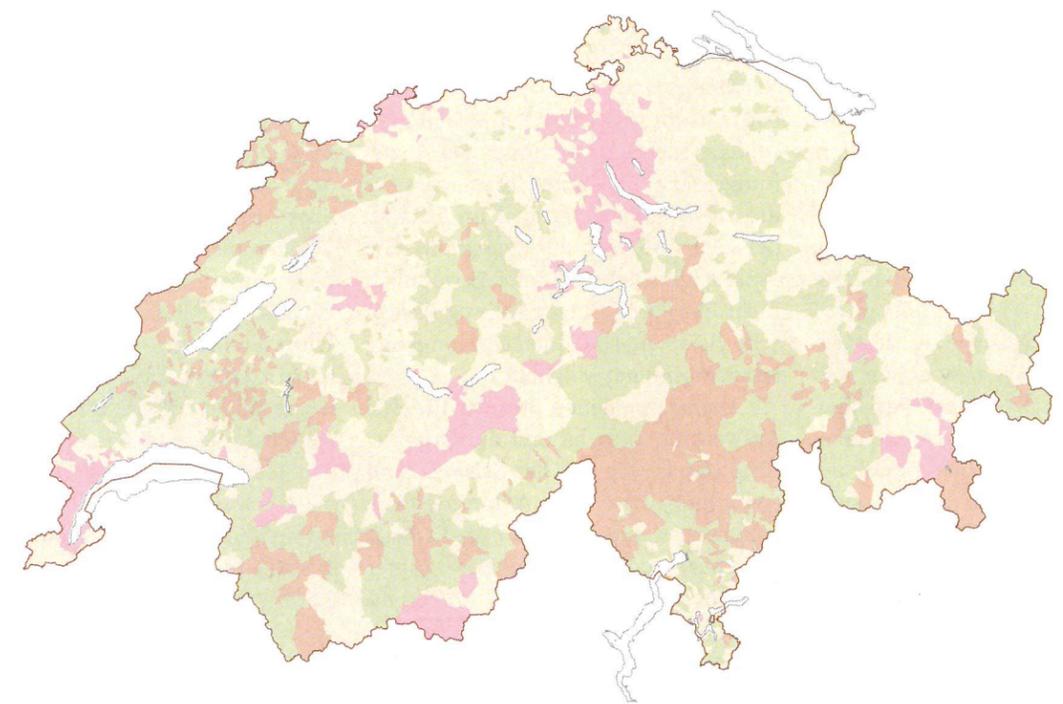
Abnahme der Bevölkerung pro Jahr 1980–2000



Pendler in die Schweizer Städte, 1990 (eine Linie entspricht 100 Pendlern)



Logiernächte in Hotellerie und Parahotellerie pro Gemeinde im Jahr 2000



Englisch im Erwerbsleben, 2000 (braun bis 5%, grün 5–10%, orange 10–25%, rosa über 25% bis maximal 53,6%)

wickelt.» Den gleichen Prozess durchlie-
fen auch Basel und Genf.

Und doch fehlt allen dreien noch
einiges zur Grossstadt. Zürich hätte die
besten Voraussetzungen, da die politi-
schen Grenzen des Kantons in etwa
den räumlichen Grenzen des urbanen
Raums entsprechen. Aber der ländlich
dominierte Zürcher Regierungsrat hat
als Steuerungsinstanz seine Rolle in die-
sem Prozess noch nicht gefunden.

Bei ihren Bohrungen in den Zür-
cher Grossraum haben die fünf Visionä-
re festgestellt, dass neben der Zürcher
Innenstadt (Limmatstadt) mit Zürich-
Nord inzwischen ein zweiter grösserer
Schwerpunkt entstanden ist (Glatttal-
stadt). Der neue Stadtteil hat indessen
noch keinen eigenen Kern, besteht aus
isolierten Inseln, und es mangelt ihm an
städtischer Infrastruktur – folglich ist
er eher «Nicht-Stadt». Zwecks Abhilfe
schlagen die fünf im Hardwald (zwi-
schen Opfikon, Wallisellen und Kloten)
einen Stadtpark als verbindendes Zent-
rum zwischen den bisher isolierten Teil-
en von Zürich-Nord vor.

Für die metropolitane Region Basel-
Mulhouse-Freiburg wartet das ETH
Studio mit einem lange ausgereiften
Vorschlag auf. Thema ist die Lockerheit
der Verbindung der drei Zentren in die-
sem Raum, allen Bemühungen um ein
Zusammenwachsen zum Trotz. Unter-
schiedliche politische Systeme und die
Landesgrenzen erschweren die Verwirk-
lichung einer städtebaulichen Vision.
Die Bohrungen ergaben in diesem Raum
ein Bild von Zersiedelung und Mono-
tonie, Waldschneisen abwechselnd mit
Einfamilienhäuschen, was ICE-Bahnrei-
sende zwischen Basel und Freiburg zur
Zeitung greifen lässt. Herzog, de Meu-
ron und Co. schlagen zwischen den
drei Städten den Bau einer Parkland-
schaft mit Baggerseen vor, ein gemein-
sames Naherholungsgebiet im «Forêt
domaniale de la Hardt», das für diese
metropolitane Region einen neuen Gra-
vitationspunkt schaffen würde, eine Art
neuen Schwerpunkt durch die Natur.

Basel würde sich in diesem Modell
in Richtung Nordwest entwickeln und
damit weg von der Schweiz. Bis anhin
blockierten die Landesgrenzen dieses
Vorhaben, nach dem Beitritt der Schweiz
zum Schengenraum scheint dieses Hin-

dernis weggeräumt. So ist eine der Er-
kenntnisse dieser Bohrungen, dass sich
die Schweiz an den Rändern auflöst, weil
sich die Grenzstädte stärker mit dem
ausländischen Umfeld vernetzen als mit
der Schweizer Nachbarschaft. Das trifft
auch für Genf zu, dessen Einzugsge-
biet heute mehrheitlich in Frankreich
liegt (die Autoren nennen dieses Gebiet
«L'autre Genève»), sowie möglicher-
weise auch für die Tessiner Städte (auf
Grund ihrer Vernetzung mit Varese und
Como in der «Rete urbana dei laghi»
sowie der wachsenden Anziehungskraft
der Metropole Mailand) und das St. Gal-
ler Rheintal (auf Grund der wirtschaftli-
chen Dynamik Vorarlbergs).

Basel könnte sich auch in Richtung
Osten vernetzen, möglicherweise in
einer Zwillingstadt-Strategie mit Zü-
rich («Twin Cities»), aber das halten die
Autoren für unwahrscheinlich. Allein
schon die verschiedentlich vorgeschla-
gene Hochgeschwindigkeitsbahn, mit

**Die Bohrungen brachten die Erkenntnis, dass sich die Schweiz
an den Rändern auflöst, weil sich die
Grenzstädte mit dem ausländischen Umfeld vernetzen.**

der die zwei grössten Deutschschweizer
Städte innerhalb einer halben Stunde er-
reichbar wären, würde in den betroffe-
nen Gemeinden auf politischen Wider-
stand stossen. Ausserdem zeigten die
Regionen dazwischen (Baselland, Aar-
gau, Solothurn) gegenüber beiden Met-
ropolen mehr Abstossungs- als Anzie-
hungskräfte. Es kommt hinzu, dass für
die Grösse von Städten auch im Zeitalter
der Globalisierung die Topografie eine
Rolle spielt. Städte kommen gewöhnlich
nicht über Erhöhungen hinweg (klassi-
sche Beispiele sind Neapel, Hongkong
oder der Zürcher Milchbuck).

Die bescheidenen Projekte für eine
Aufwertung Zürichs und die Orientie-
rung Basels weg von der Schweiz sind
auch eine Absage der Autoren an die
Ambitionen einer 4-Millionen-Kapitale
zwischen Bodensee und Basel unter
Zürcher Führung, wie sie unter den
klassischen Landesplanern an der ETH
Zürich seit Beginn der Neunzigerjahre
herumgestern. Dafür lieferten die Pro-
bebohrungen schlicht keine Indizien,
vielmehr zeigten sie, dass sich schon mit
geringer räumlicher Distanz zu Zürich

ein Anti-Stadt-Reflex bemerkbar macht.
Zur kulturellen kommt dabei die wach-
sende politische Unterschiedlichkeit:
Die Innenstädte sind in der Tendenz
linksliberal, die Umgebung ist mehr-
heitlich rechtskonservativ.

Ähnlich unrealistisch ist wohl auch
die Perspektive einer vereinigten «Mét-
ropole lémanique» zwischen Genf und
Lausanne. Dieses nahe liegende Projekt
hat vereinzelt zu Formen von Zusam-
menarbeit der Hochschulen und Spi-
tälern geführt, existiert aber sonst erst
in der Schublade von Planern, die es
gerne sähen, wenn auch die West-
schweiz eine Millionenmetropole hätte.
Die Bohrungen zeigten freilich, dass
es zwischen Genf und Lausanne deut-
lich mehr Abstossungs- als Anziehungs-
kräfte gibt. Die beiden Städte haben
unterschiedliche Einzugsgebiete und
Volkswirtschaften, ausserdem ein gänz-
lich anderes Selbstverständnis. Genf
orientiert sich als Stadtstaat internatio-

nal, Lausanne als Waadtländer Metro-
pole national.

Städtenetze

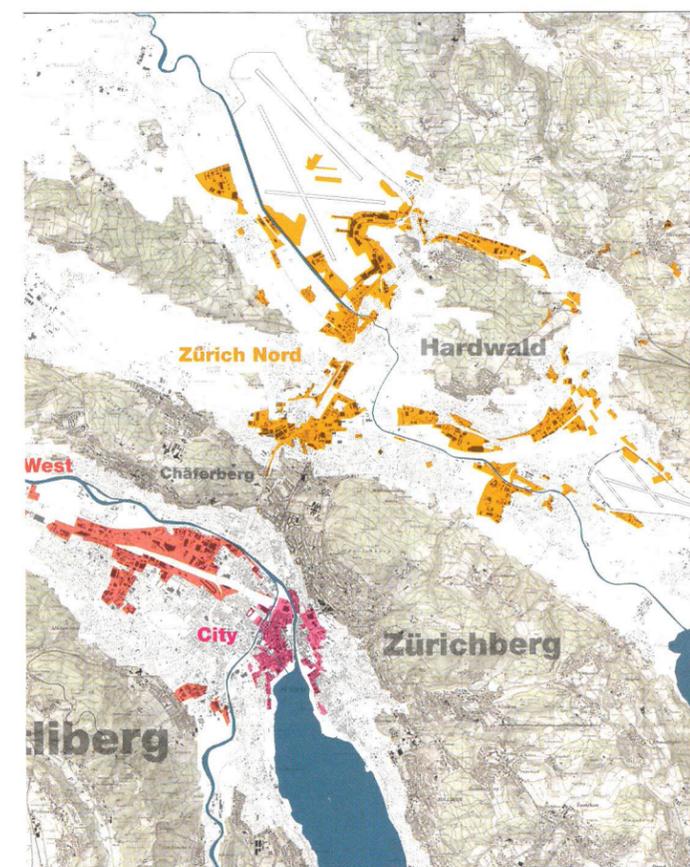
Neben den Metropolitanregionen, so
sind die Autoren überzeugt, wird es in
der Schweiz der Zukunft starke Städte-
netze geben. Das sind räumlich verbun-
dene Zentren, die Politik, Wirtschaft,
Sport, Kultur und Alltag vernetzen, im
Übrigen aber unabhängig bleiben. Solche
Regionen ortet das ETH Studio Basel im
«Espace Mittelland» rund um Bern, wo
Thun, Freiburg, Neuenburg, Biel, Solo-
thurn und Burgdorf einen sternförmigen
Kranz bilden. Zwar verbindet die seit
1994 bestehende S-Bahn die verschiede-
nen Zentren, aber es besteht (mit Aus-
nahme von Bern und Solothurn) noch
nicht einmal ein Tarifverbund. Die Wirt-
schaftsförderung ist fragmentiert, die
Städte konkurrenzieren sich gegenseitig,
was für potenzielle Neuansiedler attraktiv
ist, die Städte in der Region aber gegen-
einander ausspielen hilft. Neue Anstren-
gungen zur gemeinsamen Planung und
Vernetzung über die kantonalen Gren-
zen hinweg sind kaum zu erkennen. →



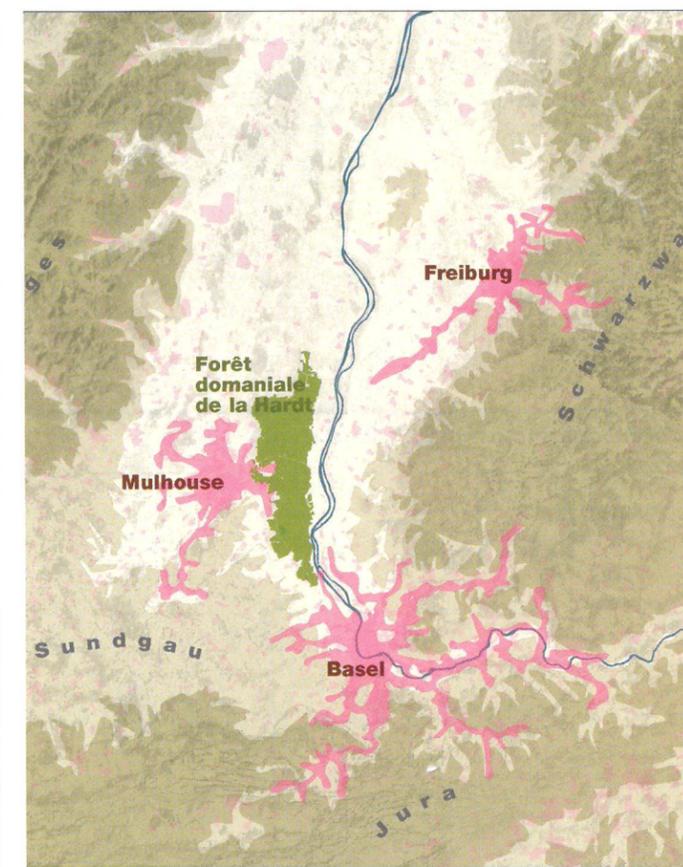
Zürich: Vom Milchbuck getrennt

Genf: Entwicklung über die Grenze

Basel: Gebremst Richtung Schweiz



Vorschlag für Zürich-Nord: Hardwald als Parklandschaft



Vorschlag für Städtedreieck: Baggersee als Zentrum



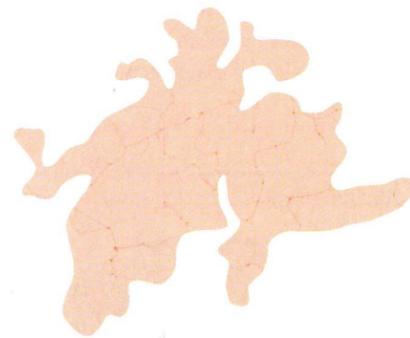
Städtenetze: Bern, Lausanne / Wallis, Innerschweiz, Aarau-Olten, Tessin, Ostschweiz



Stille Zonen: Gros-de-Vaud, Napfgebiet, Ostschweiz



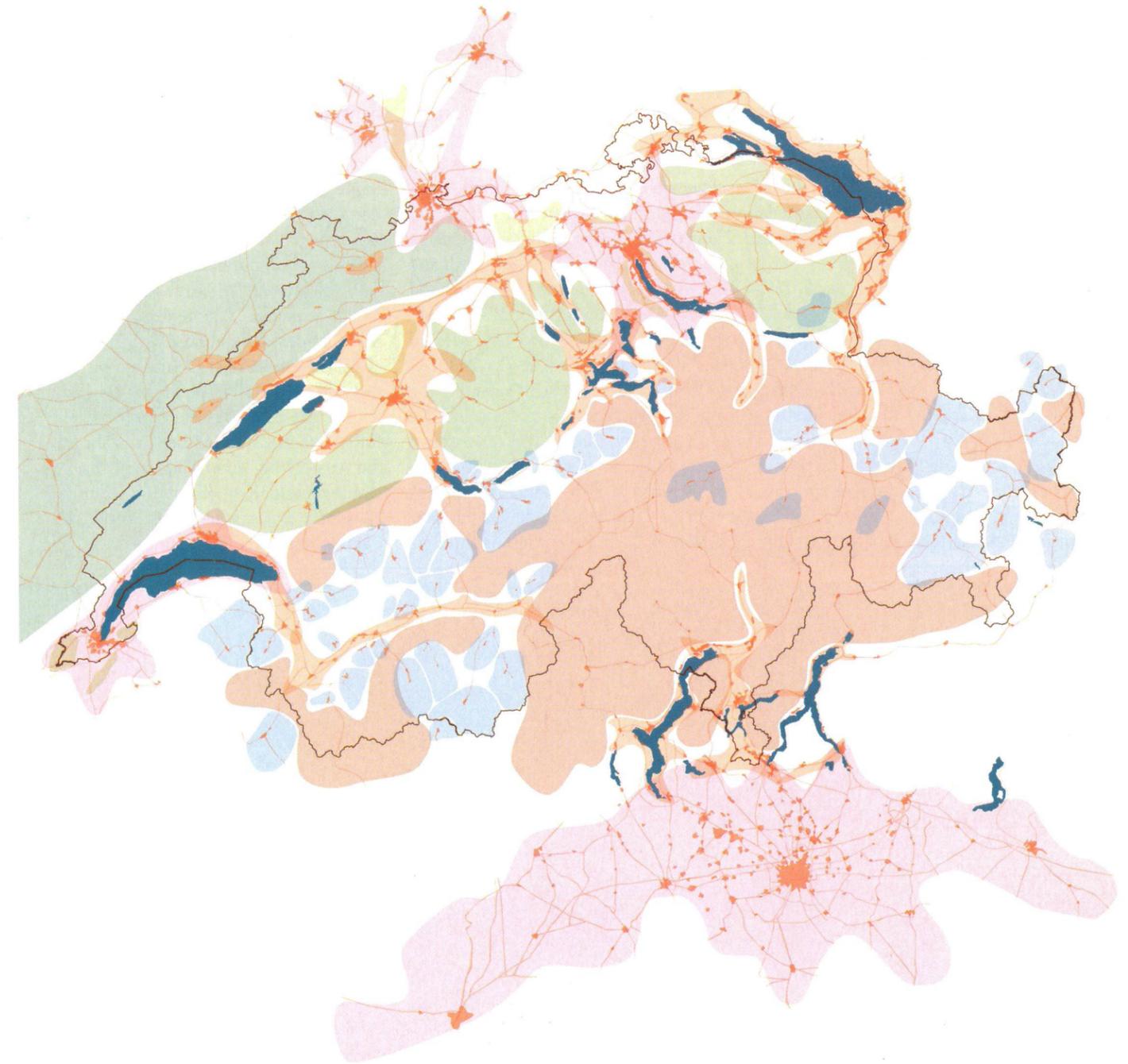
Metropolitanregionen: Genf, Basel, Zürich



Alpine Zentralbrache rund um den Gotthard



Alpine Resorts von West nach Ost



- Metropolen
- Städtnetze
- Stille Zonen
- Alpine Resorts
- Brache

Potenziale einer urbanen Schweiz: Fazit von fünf Jahren Forschungsarbeit draussen im Feld

Weitere mögliche Städtetetze zeichnen sich ab rund um den Vierwaldstättersee mit Zentrum Luzern, in der Ostschweiz mit Zentrum St. Gallen, im Raum Aargau/Solothurn mit verschiedenen Zentren, im Wallis als lineares Netz entlang dem Talboden sowie im Tessin als Metropolenausläufer der Region Mailand mit Zentrum Milano. Diese Orte leiden unter dem Problem der kritischen Grösse und mangelnder internationaler Ausstrahlung, sie sind gegen Provinzialisierung und Abwanderung nicht gefeit. Insgesamt sind die Autoren aber überzeugt, dass Städtetetze gute Chancen haben, wenn sie ihr Angebot gegenseitig ergänzen und vernetzen.

Stille Zonen

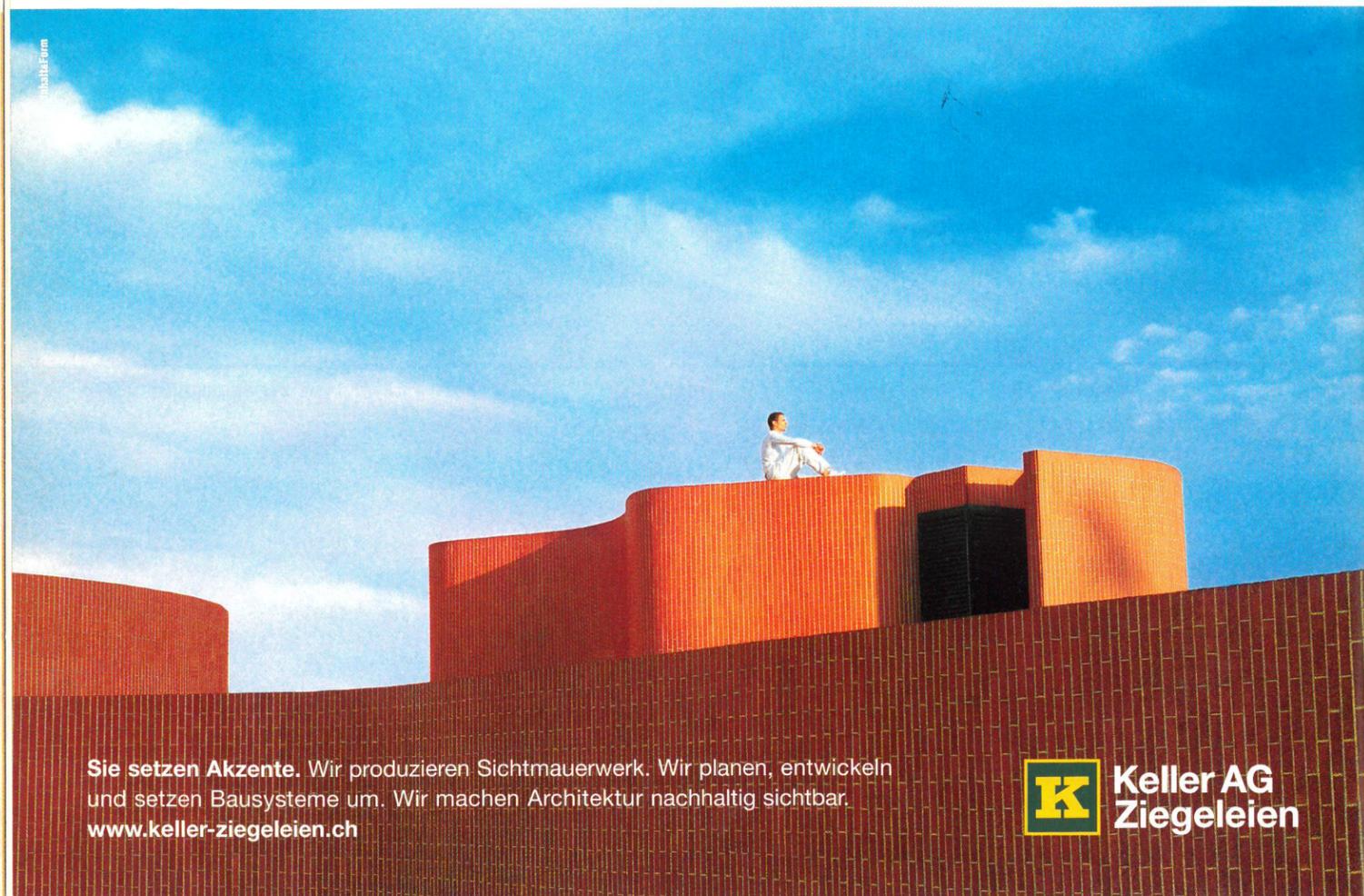
Gute Aussichten geben die Autoren auch jenen Gebieten, die in relativer Ferne von den grösseren Zentren liegen, landschaftlich intakt geblieben sind und deshalb eine Art Alternativprogramm zur Stadt darstellen. Sie sind nach wie vor landwirtschaftlich und kleingewerblich geprägt, mit meist noch intakten Dorfgemeinschaften. Die grosse Gefahr

besteht darin, dass diese Gebiete nun in das Einzugsgebiet der Metropolitanregionen und Städtetetze geraten und damit ihren Reiz verlieren. Reiche Städter bauen (angesichts der guten verkehrstechnischen Erschliessung) ihre Einfamilienhäuser in diese Regionen, einheimische Pendler gehen, angezogen von der Wirtschaftskraft der Zentren, den umgekehrten Weg. So droht diesen heute noch stillen Zonen die schleichende Verstädterung («Periurbanisierung»).

Die Autoren des ETH Studios Basel setzen sich für die Erhaltung der Eigenart dieser stillen Zonen ein. Wir werden Zeugen eines Verpuppungsprozesses, sagen sie. Weil die Agrargebiete noch aussehen wie Agrargebiete, verbergen sie, dass sie Naherholungsgebiete für Städte geworden sind, städtische Parklandschaften. Die Frage sei, sagen die Autoren, wie man mit diesem schleichenden Urbanisierungsprozess umgehen soll. Sie sind überzeugt, dass die drei grossen verbliebenen stillen Zonen im Westen des Mittellands (Gros-de-Vaud, La Gruyère), der Mitte (Napf, Emmental, Oberaargau, Entlebuch, Luzerner Hinterland) und im

Osten (Appenzell, Toggenburg, Zürcher Oberland) mittels Planung alles dafür tun sollten, um sich als stille Zonen zu erhalten, besser sich zu Parklandschaften zu verwandeln als zu gesichtslosen Vorstädten der Neuzeit.

Das Bedürfnis nach einer stillen Zone ist aus städtischer Sicht formuliert. Die betroffenen Gemeinden wünschten sich oft weniger Stille, dafür mehr Arbeitsplätze, bessere Verkehrserschliessung, mehr Ansiedlung von Firmen. Einzelne setzen auf eine nachholende Stadtentwicklung – entsprechend würden diese Löcher in der urbanen Grauzone verschwinden. Bereits jetzt zeigt sich eine Zuwanderungstendenz in diese Vorstädte der Zukunft. Es wäre dies die gegenteilige Vision des Schweizer Mittellands, eine einzige urbane Zone ohne Urbanität vom Genfersee bis Bodensee – für das ETH Studio Basel in keiner Art und Weise erstrebenswert. Entsprechend ist auch der Konflikt um die Ansiedlung einer Gentechfirma im Naturschutzgebiet ein neuer Konflikt zwischen Stadt und Land. Land will Stadt werden, Stadt will stille Zonen. →



Sie setzen Akzente. Wir produzieren Sichtmauerwerk. Wir planen, entwickeln und setzen Bausysteme um. Wir machen Architektur nachhaltig sichtbar.
www.keller-ziegeleien.ch

K Keller AG
Ziegeleien

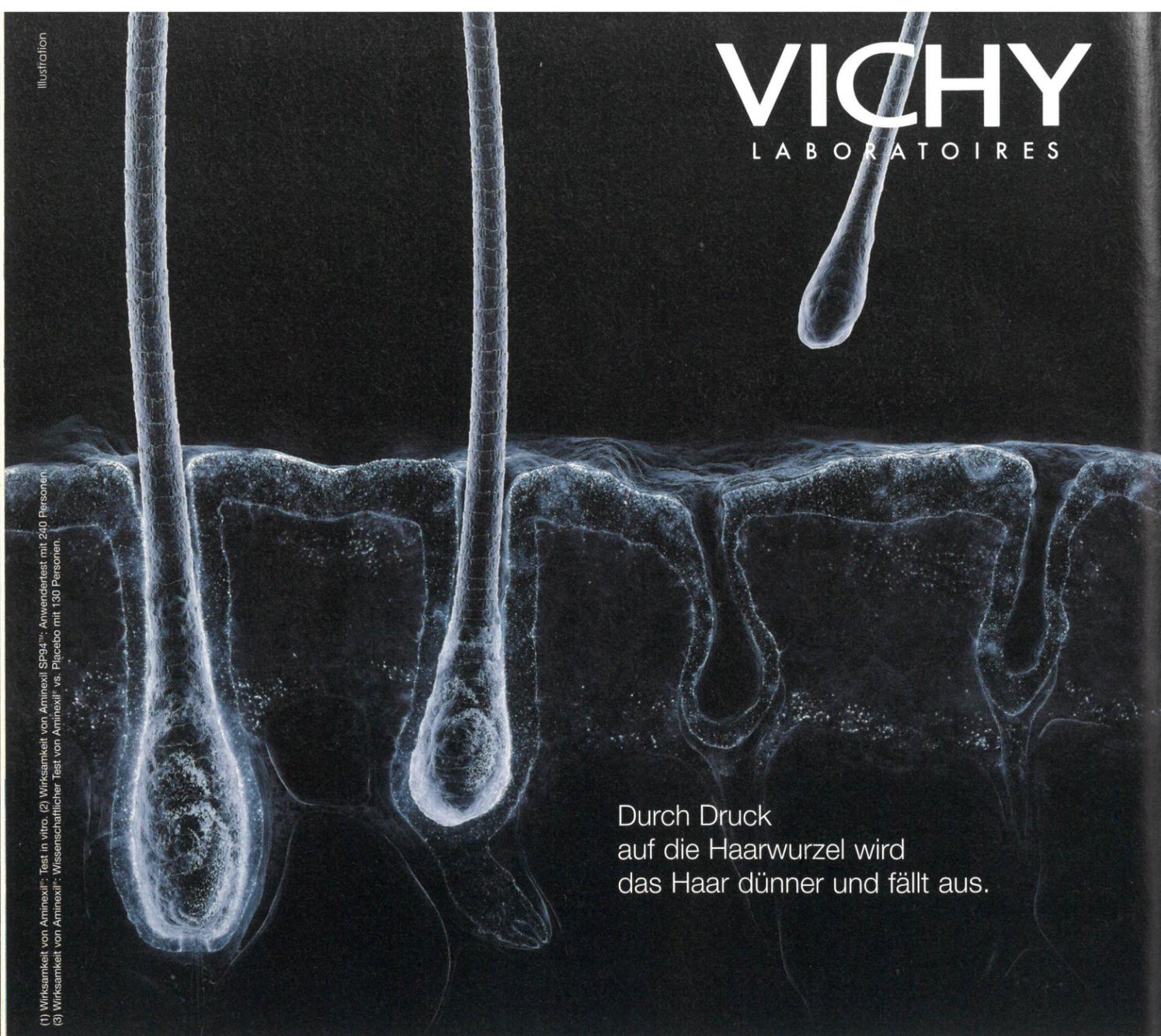


Caipiroska: 6 cl Smirnoff Vodka, 1 lime cut into wedges, sugar.

Drink responsibly

VICHY

LABORATOIRES



Durch Druck
auf die Haarwurzel wird
das Haar dünner und fällt aus.

(1) Wirksamkeit von Aminexil®: Test in vitro, (2) Wirksamkeit von Aminexil SP94™: Anwendertest mit 240 Personen
(3) Wirksamkeit von Aminexil®: Wissenschaftlicher Test von Aminexil® vs. Placebo mit 130 Personen.

DERCAP AMINEXIL SP94™

INTENSIV-KUR GEGEN HAARAUSFALL

Für besser in der Wurzel
verankertes⁽¹⁾ und kräftigeres Haar⁽²⁾.
Schon nach 6 Wochen.

HAARAUSFALL VERZÖGERT: 77%. HAAR GEKRÄFTIGT: 66%⁽²⁾.

Ihr Apotheker berät Sie gern.



VICHY. WEIL GESUNDHEIT AUCH HAUTSACHE IST

Ihre persönliche Haaranalyse bei www.vichy.com

Alpine Resorts

Im Alpenraum unterscheidet das ETH Studio Basel die beiden letzten urbanen Kategorien: die touristisch nutzbaren «Resorts» sowie die langfristig von einem starken Abwanderungsdruck bedrohten «Brachen». Letzteren droht dasselbe Schicksal wie den in den Siebziger- und Achtzigerjahren aufgegebenen unrentablen Industrieflächen. Sie stehen leer und werden, da die Umnutzung im Alpenraum noch erheblich kostspieliger ist, deutlich ausgedünnt.

Das ETH Studio hat nur wenige Regionen mit guten Zukunftsaussichten im globalen Tourismus identifiziert: das Oberengadin (mit dem Zentrum St. Moritz), das Prättigau (Davos/Klosters), das Berner Oberland (Wengen, Grindelwald, Gstaad) sowie das Oberwallis (Zermatt und Saas Fee), vielleicht noch Verbier, Crans und Flims/Laax. Die meisten übrigen Regionen haben Finanzierungsprobleme, Infrastruktur und Hotellerie werden immer schwächer. Diese Gebiete, so die Prognose der Autoren, werden sich längerfristig schwer tun, vom internationalen Tourismus leben zu können,

vor allem wenn die Schneegrenze weiter nach oben rückt und der Schweizerfranken hart bleibt.

Alpine Resorts sind in der winterlichen Hochsaison metropolitan (mit dem kompletten städtischen kulturellen, wirtschaftlichen und kommunikativen Angebot), Davos für eine Woche im Januar sogar Weltstadt (WEF). In der sommerlichen Hochsaison ist das Angebot vergleichbar mit jenem in Städtenetzen, womit die mehrheitlich ältere Klientel zufrieden ist; in der Zwischenzeit schliesslich gleichen diese Orte eher den stillen Zonen mit häufig noch intakter Dorfstruktur, aber (angesichts der touristischen Intensivnutzung in der Hochsaison) nur noch halbwegs intakter Landschaft.

So fassen die Autoren sämtliche Räume als Teil der urbanen Schweiz zusammen. Selbst das Matterhorn ist für sie ein urbaner Ort – nationales Symbol, Sportparcours und Naturmuseum für Städter. Viele Kriterien spielen eine Rolle, um Urbanität zu definieren, wirtschaftliche Wertschöpfung gehört zweifellos dazu. Die ETH-Studie weist darauf

hin, dass Alpentäler, die einen hohen touristischen Erholungswert haben, aber «nur» für kommerziell schwer nutzbare Tätigkeiten (Wandern, Bergsteigen, Tourenfahren), langfristig die Abwanderung nicht werden stoppen können. Das erklärt, warum Avenir Suisse auf die Arbeit der Basler hellhörig geworden und aufgesprungen ist. Eine politische Instrumentalisierung, die unvereinbar ist mit dem Ansatz der Autoren.

Alpine Brachen

Allmählich werden in der Schweiz von morgen grossflächige Gebiete entstehen, die kaum mehr besiedelt sind, sagen die Autoren. Nun ist diese Erkenntnis für alpine Randregionen nicht ganz neu, neu ist, dass die grosse alpine Brache nicht als Randregion benannt wird, sondern als Herz und Mitte der Schweiz, die «grosse Zentralbrache» zwischen Gotthard und Obergoms. Das ETH Studio Basel hat bei seinen Bohrungen im Safiental, Calancatal und im Raum Wassen Geisterdörfer vorgefunden, die trotz anhaltenden Subventionszahlungen die Abwanderung nicht stoppen können. Wenn ein-

Electrolux
makes life a little easier™

Ich bin der neue Trockner von Electrolux. Dank meiner schonenden Arbeitsweise können Sie mir sogar Wolle und Seide anvertrauen. Und dabei bis zu 45% Energie sparen.



Spart bis zu 45% Energie: Der Swisline Wärmepumpentrockner EDH 6370.

Besuchen Sie uns in einem unserer Home Center oder auf www.electrolux.ch

mal die Läden geschlossen sind, das Postamt, die Schulen und Arztpraxen, dann hat eine Gemeinde ihr Dorfleben verloren. Die Anschlagbretter der Gemeindehäuser beschränken sich auf die Publikation von Todesfällen und militärischen Wiederholungskursen.

Nun rechnen die Autoren in den Testgebieten die Kosten der Restbesiedlung aus. Sie betragen für die rund 500 Bewohner im inneren Calancatal 0,9 Millionen Franken an landwirtschaftlichen Direktzahlungen und 4 Millionen Unterhaltskosten für Schutzbauten und Befestigung (2001), für die Einwohner der Gemeinde Safien mit insgesamt 37 Bauernbetrieben 2,7 Millionen Franken als Landwirtschaftssubventionen (2000). Interessant dabei ist, dass die öffentlich stark umstrittenen Landwirtschaftsausgaben kleiner sind als die bisher unbestrittenen Befestigungs- und Zugangskosten für diese Täler. Würde man beim grossen Posten sparen, wären viele Täler auf Grund von rutschenden Hängen, Lawinen und Steinschlägen innert weniger Jahre nicht mehr bewohnbar, einzelne sogar kaum mehr zugänglich.

Wer solche Rechnungen macht, wird sich dem Vorwurf aussetzen, er wolle die verbliebenen Bewohner vertreiben, ihnen das vom Staat traditionell garantierte Niederlassungsrecht absprechen. Eine solche Haltung wäre ein Tabubruch, vergleichbar mit ähnlichen anderen Tabubrüchen der vergangenen Jahre, die mit dem Kosten- und Spardruck begründet wurden: Abkehr vom garantierten bäuerlichen Grundeinkommen oder vom Ziel der Vollbeschäftigung. Dorthin wollen die Autoren gerade nicht und verweisen in diesem heiklen Punkt auf ihre Grundhaltung, keine Massnahmen vorzuschlagen, sondern nur eine breite öffentliche Diskussion über Ziele und zukünftige Strategien in den Bergen führen zu wollen. Aber gegen Zahlen lässt sich schwer argumentieren.

«Der heutige Regionenkonsens kostet uns Milliarden jährlich», sagt Marcel Meili. Doch den Autoren geht es nicht

um diese Gesamtsumme. Wenn diese Millionen weiterhin über die gesamte Landschaft verteilt werden und wie im Safien- oder Calancatal mit wenig Wirkung verpuffen, geht schliesslich alles den Bach hinunter. Damit wird verhindert, dass die Regionen in ihrem Profil geschärft werden. Deshalb wird es wohl unumgänglich sein, dass die Mittel in zukunftssträchtige Orte und Projekte in den Alpen konzentriert werden und an anderen Orten eingespart werden. Das wird schmerzhaft werden und rüttelt an einer Grundüberzeugung der alten Schweiz.

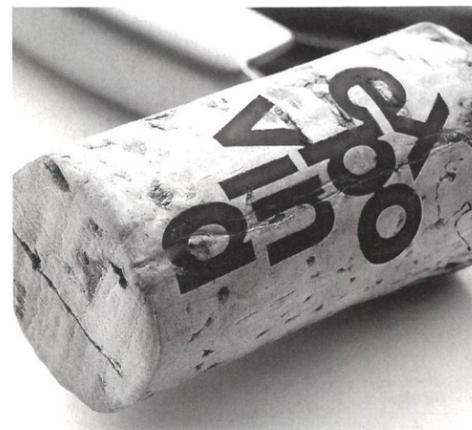
Rechnet man zu den jährlichen Subventionen für das Bergtal den Finanzausgleich dazu, die Kosten der öffentlichen Versorgung, die aufwändige tägliche Postzustellung, den Anschluss ans öffentliche Verkehrsnetz und setzt die errechneten Ausgaben ins Verhältnis zum schwachen Steueraufkommen dieser Regionen, dann ist der Schluss klar: Ein Bewohner im Calanca- oder Safien-

Die grosse alpine Brache ist Herz und Mitte des Landes – wenn diese Region nicht mehr zugänglich ist, dann wird an einer Grundüberzeugung der alten Schweiz gerüttelt.

Gönnen Sie sich mehr Zeit für das Wesentliche.
Überlassen Sie uns die Verwaltung Ihres Vermögens.

Mit der Übertragung eines Vermögensverwaltungsmandats vertrauen Sie ausgewiesenen Spezialisten. Zu Recht. Denn fast 150 Jahre Erfahrung, bewährte Strategien und vor allem uneingeschränkte Aufmerksamkeit verschaffen Ihnen mehr Zeit für das, was zählt. Gerne zeigt Ihnen Ihre Beraterin oder Ihr Berater unser umfassendes Angebot. Oder rufen Sie unsere Spezialisten an: 044 332 07 09.
www.credit-suisse.com/privatebanking

**CREDIT
SUISSE**



Die Weinschiffe sind da 52. Zürcher Wein-Ausstellung

Donnerstag, 3. Nov. – Donnerstag, 17. Nov. 2005
12 Schiffe, Bürkliplatz Zürich, www.expovina.ch

Mediapartner:
vinum

expo
vina

Pflegt Ihre Lippen unwiderstehlich sanft.

Labello Hydro Care versorgt Ihre Lippen intensiv mit Feuchtigkeit und pflegt sie wie nie zuvor. Mehr Informationen unter: www.labello.ch oder 0800 80 31 11 (Mo – Fr, 9 – 12 Uhr, gratis).

NEU!
JETZT MIT
AQUASPHEREN



Keiner küsst besser.

tal «rentiert» nicht. Also muss es andere Gründe geben, wenn wir in Zukunft diese Dörfer erhalten wollen. «Diese Ziele müssen wir in der Diskussion neu benennen», sagt Marcel Meili.

Dabei dürfen die Kategorien stille Zonen, Resorts und Brachen nicht starr gesehen werden. Das Muotatal zum Beispiel war einmal auf dem besten Weg, eine Brache zu werden, entwickelte sich aber zur stillen Zone und könnte bald der äusserste Teil der Agglomeration Zürich/Zug werden. Eine stille Zone unterscheidet sich von einer Brache durch die Richtung des Drucks. Während eine Brache den Entleerungsdruck spürt, ist es bei der stillen Zone umgekehrt, sie unterliegt dem Druck der Städte, die sich Richtung Alpen ausdehnen.

Szenarien

In naher Zukunft wird es wohl nur zwei mögliche Szenarien in der Raumplanung geben: Das «Laissez faire»-Szenarium wird zu einer weiteren homogenen Verstärkung der Schweiz führen, halb Stadt, halb Vorort, vom Genfer- bis zum Bodensee. Das «Herzog/de Meuron &

Co.»-Szenarium wird mehr Differenzierungen haben, zwei, drei Grossstädte, ein paar Städtchen, grössere intakte grüne Zonen, einzelne grosse touristische Regionen, die nicht in der Krise sind, und ein teilweise der Natur zurückgegebener Alpenraum als stille Landreserve für zukünftige Generationen. Als Schreckensszenario liesse sich auch denken, dass vom Staat aufgegebenen Alpentäler von privaten Investoren übernommen würden und dort beispielsweise grosse Disney Parks entstünden.

Die Diskussion, welches Szenario wir wollen, sollte jetzt geführt werden, meinen Herzog, de Meuron und Co. Rentabilität wird dabei ein wichtiges Kriterium sein, aber nicht das einzige. Diese neue Schweiz müsste mindestens so viel Spass machen und so anregend sein wie die Arbeit der glorreichen fünf in den vergangenen fünf Jahren rund um den Zeichentisch im ETH Studio Basel.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass dieses Konzept der Urbanität von dieser Schweizer Architekten-Generation entwickelt wurde. Die vier arbeiten auf der ganzen Welt, aber sie leben wenige Kilo-

meter von ihrem Geburtsort entfernt. Doch ihre Studie ist nicht eine Beschwörung des Vergangenen, Verlorenen und Zerstörten. Der Glaube ist nach wie vor da, dass man den Prozess der Urbanisierung unter Kontrolle bekommen könnte, nicht durch bürokratische Planspiele, sondern durch Umdenken und Umfühlen. Urbanität ist eine Sache des Kopfes.

Die Schweiz wird im 21. Jahrhundert nicht dieselbe Rolle spielen wie im letzten, da ist sich das ETH Studio einig. Um die Konkurrenzfähigkeit des 20. Jahrhunderts ansatzweise zu erhalten, muss die Schweiz ihre Urbanität schützen. Also nicht nur Zürich, Basel und Genf stärken, sondern alle fünf Zonen ausbilden, selbst die Brachen. Differenzen werden nie sterben, man muss sie nur sehen. Das ist die Botschaft des ETH Studios an die Welt. <

Res Strehle ist Chefredaktor des «Magazins» (andreas.strehle@dasmagazin.ch). Christian Grund fotografiert regelmässig fürs «Magazin» (mail@christiangrund.ch). Das dreibändige Werk «Die Schweiz. Ein städtebauliches Porträt» ist im Birkhäuser-Verlag für Architektur erschienen.

EGOISTEN VOM LAND

Gespräch Martin Beglinger, Miklós Gimes

Der Durchschnittsschweizer hasst die Stadt und verklärt das Leben in den Landgemeinden. Dabei gibt es für dieses Land nur eine Zukunft – und die heisst: mehr Stadt. Gespräch mit Stadtforscher Christian Schmid

Herr Schmid, Sie sind Geograf, Soziologe und Stadtforscher. Sind Sie auch ein Städter?

Durch und durch. Ich bin in Zürich geboren und aufgewachsen, in Oerlikon, um genau zu sein.

Ist die Schweiz schon eine ganze Stadt?

Nein. Sie ist nur vollständig urbanisiert.

Wie ist das so weit gekommen?

Das klassische westliche Bild der Stadt sind Häuser, Strassen und eine Mauer rundherum. Städte waren geschlossen und klar vom Land getrennt. Dann begann die Industrialisierung. Die Stadt wurde aufgesprengt und begann sich auf das so genannt platte Land auszuweiten. Dieser Urbanisierungsprozess hat in der Schweiz zwischen 1800 und 1850 eingesetzt, und seither haben sich die klaren Grenzen zwischen Stadt und Land langsam aufgelöst.

Wo ist die Urbanisierung am stärksten sichtbar?

Zunächst einmal besteht sie aus verschiedensten Netzwerken, die sich aufs Land ausdehnen. Das sind Strassen- und Kommunikationsnetze, Medien, aber auch Handels- und Produktionsnetze und die entsprechenden Bauten. Der Aargau ist ein klassisches Beispiel für eine urbanisierte Zone, wo das Shoppingcenter gleich neben Lagerhallen und Einfamilienhaussiedlungen liegt.

In der Schweiz existiert eine traditionelle Stadtfeindlichkeit.

Woher kommt das?

Die Stadt wird tatsächlich als Bedrohung gesehen, als etwas «Unschweizerisches». Die abwehrende Haltung ist vor allem eine Folge des ausgeprägten Föderalismus und der Gemeindeautonomie. Mehr noch als ein Bündnis von 26 Kantonen ist die Schweiz ja eines von 2700 Gemeinden. Das sind 2700 autonome kleine Königreiche. Jede hat ihr eigenes Zentrum, ihre Gewerbezone, ihren Wald, ihre Wiesen, ihre Mehrzweckhalle. Und vor allem hat jede dieser Gemeinden formal die gleichen Rechte, ob

sie nun 50 oder 300 000 Einwohner hat. Das Bestreben nach einem «gerechten» Ausgleich zwischen allen diesen Gemeinden läuft der Entstehung von grossen Städten entgegen.

Ist es Ausdruck des quasi genetischen Programms der Schweiz:

der Machtbrechung und -zerstückelung auf allen Ebenen?

Durchaus. Es ist die versuchte Austarierung aller möglichen Widersprüche und Gegensätze zwischen Konfessionen und Sprachregionen wie auch zwischen Berg- und Mittellandgebieten. Und eben zwischen Stadt und Land.

Wo orten Sie denn die grösste Stadtfeindlichkeit?

Bei Hunderten von Gemeindepräsidenten – und ihrer Wählerschaft. Das Stadtfeindliche ist allerdings selbst in den Städten zu finden. In Schlieren oder Oerlikon sagen die Leute noch heute oft: Wir sind ein Dorf, obwohl sie seit hundert Jahren städtisch sind. Das Dörfliche wird als Gegenbild zelebriert, obwohl die Kühe auf den satten grünen Matten, die solche Illusionen nähren, hoch subventionierte urbane Kühe sind. Die traditionelle Lebensweise des Dorfes hat sich längststens aufgelöst.

Woher kommt denn der Bedarf nach diesem Gegenbild?

Es ist der Versuch, die Welt überschaubar zu halten, eine Abwehr gegen das Fremde. Das kleinteilige Denken sitzt in den Köpfen fest, die Auflösung von Grenzen wird entsprechend als Bedrohung empfunden und kommt nur unter grossem Druck zu Stande. Bis zum Zweiten Weltkrieg sind die Städte noch durch Eingemeindungen erweitert worden. Die sind allerdings nacher gestoppt worden – aus Angst davor, dass die Städte zu gross und mächtig werden. Heute kommt es wieder zu Fusionen und Eingemeindungen, wie zum Beispiel in der Region Lugano.

Hat die Gemeindeautonomie den Urbanisierungsprozess verlangsamt?

Im Gegenteil, sie hat ihn beschleunigt. Weil auch noch das kleinste regionale Zentrum einen eigenen Autobahnzubringer und alle Annehmlichkeiten des urbanen Lebens haben wollte, wurde ein grosser Teil des Landes mit Infrastrukturanlagen, Einfamilienhäuschen und Gewerbebauten überstellt.

Hat diese hohe Gemeindeautonomie nicht auch ihre Vorteile?

Autonomie, Selbstbestimmung ist doch etwas Positives.

Grundsätzlich schon. Aber die Gemeinden werden, weil sie zusammenwachsen, immer stärker voneinander abhängig, im Verkehr, bei den sozialen und kulturellen Einrichtungen, bei den Spitälern und so weiter. Was in einer Gemeinde entschieden wird, hat Folgen für andere. Wenn jeder seinen Sonderzug fährt, gehts auf Kosten der anderen. Man profitiert von seiner schönen Lage, senkt die Steuern, bewilligt keine Wohnzonen für Mehrfamilienhäuser, spart bei der Kultur und den sozialen Einrichtungen. So schiebt man die sozialen Probleme und die entsprechenden Kosten in die Städte ab. Damit verkommt die Gemeindeautonomie zum reinen Egoismus. Der Steuerwettbewerb funktioniert nach diesem Muster.

Möchten Sie die Gemeindeautonomie beschränken?

Man warf uns vom ETH Studio Basel auch schon vor, wir wollten sie abschaffen. Doch das ist ein Witz. Die Gemeindeautonomie kann sich höchstens selber abschaffen. Wir können nur auf die Konsequenzen hinweisen und auf Einsicht hoffen.

Sie fordern mehr Stadt für die Schweiz.

Was soll gut daran sein?

Stadt ist dort, wo gesellschaftliche Differenzen aufeinander prallen und produktiv wirken. Das geschieht manchmal heftig, ist aber eben auch fruchtbar. Das dramatischste Beispiel sind die urbanen Bewegungen der Achtzigerjahre in Zürich, Bern, Basel und Lausanne. Man



Mehr Urbanität: Basel-Ost

kämpfte dort für ein offeneres, urbaneres, kosmopolitischeres Leben. Wenn man sich diese Städte heute anschaut, namentlich Zürich, dann sieht das Leben wesentlich spannender und offener aus. Diese Formen sind seither ins ganze Land exportiert worden. Auch in Thun oder im Glarnerland gibt es längst alte Fabriken, die als neue Kulturzentren genutzt werden. Das ist eine Folge der urbanen Netzwerke. Neuerungen verbreiten sich sehr schnell durch diese Kanäle. Und es zeigt sich, dass nicht nur in den grossen Zentren urbane Potenziale bestehen. Die vergleichsweise spektakulärste Veränderung in den letzten Jahren liegt darin, dass auch kleine und mittlere Städte wie zum Beispiel Winterthur oder Luzern deutlich urbaner werden. Braucht es eine minimale Grösse, damit eine Stadt ihre Dynamik entfalten kann? Natürlich haben Weltmetropolen wie New York oder London eine einzigartige Dynamik. Grundsätzlich aber meine ich, dass Urbanität nicht nur eine Frage der Grösse ist. Sie wird bestimmt von der

«Es ist ja nicht so, dass die Schweiz im Elend versinkt, wenn sie nicht urbaner wird. Doch was droht, ist Langeweile, und das ist nicht zu unterschätzen.»

Dynamik der Differenzen, von der Vielfalt der Netzwerke und vom Umgang mit den sozialen, politischen und kulturellen Unterschieden. Es gibt heute generell eine Wiederentdeckung des Städtischen, nicht nur in der Schweiz. Die Zeiten der Stadtflucht sind längst vorbei. Die Städte sind nicht nur kulturell und sozial wichtig, sondern auch ökonomisch. Doch das urbane Leben entsteht nicht von selbst. Es ist das Resultat von Auseinandersetzungen und Konflikten. Das urbane Potenzial kann vorhanden sein, es muss aber auch erkannt und genutzt werden.

Wie? Vor allem indem man die Grenzen, die den urbanen Raum durchziehen, überschreitet und transformiert. Die spannenden Räume entwickeln sich über die Grenzen hinweg. Die urbanen Gebiete der Schweiz enden längst nicht mehr an den Landesgrenzen. Sie erstrecken sich nach Mulhouse und Freiburg im Breis-

gau, ins französische Umland von Genf, nach Milano und nach Vorarlberg. Es gibt aber auch im Mittelland grenzüberschreitende urbane Regionen, zum Beispiel rund um Bern. Es ist doch eine grosse Qualität, dass man von der Berner Altstadt zum fast südländisch anmutenden Ufer des Neuenburgersees nur gerade eine halbe Stunde braucht. 30 Minuten sind nichts für jemanden aus London oder Tokio.

Wäre es gut für die Schweiz, wenn ihre grösste Stadt noch grösser würde? Sicher wäre es falsch, Zürichs Entwicklung bremsen zu wollen. Aber dadurch allein wird die Schweiz nicht urbaner, und was ich mir wünsche, sind mehr urbane Situationen. Heute haben wir zu wenig davon. Es ist ja nicht so, dass die Schweiz im Elend versinkt, wenn sie nicht urbaner wird. Doch was droht, ist Langeweile, und das ist nicht zu unterschätzen. Urbane Qualitäten sind auch auf der ökonomischen Seite sehr wichtig.

Was heisst das?

Urbanität ist heute auch zu einer Standortfrage geworden. Einen Flughafen können bald alle grossen Städte bieten. Gerade bei hoch qualifizierten Arbeitskräften ist mehr denn je auch ein urbaner Sexappeal gefragt.

Die Agglomeration, dieser Brei, den man vor allem den Autobahnen entlang sieht, kommt bei Ihnen nur schlecht weg. Aber ist nicht gerade die Agglomeration die wahre Avantgarde? Wer sich dort durchschlägt, schafft es überall. Das ist die alte These von Rem Koolhaas, der von der «generic city», einer Art eigenschaftslosen Stadt sprach. Er sagte ja, die wahren Pioniere könnten sich auch mit dieser orientierungslosen, fast amöbenhaften urbanen Zone anfreunden. Sehen Sie das auch so?

Man sollte solche Situationen nicht als Endzustand beschreiben. Auch Agglomerationen entwickeln sich. Das beste Beispiel ist für mich Zürich-Nord, das Glattal. In meiner Jugend war diese Gegend nun wirklich grauenhaft langweilig. Eine öde Sauce. Heute schauen die Städter zwar immer noch ein bisschen

hochnäsig auf die Agglomeriten in Zürich-Nord, aber im Vergleich zu damals ist es heute viel, viel spannender. Sie sprechen oft von Langeweile und Spannung. Das sind allerdings sehr relative Begriffe. Was für Sie langweilig ist, kann für andere schön und gemütlich sein.

Ein mögliches Szenario der Langeweile wäre, wenn die Schweiz nur noch aus einer Metropole Zürich und aus der gemühtlichen Peripherie bestehen würde. Handkehrum wird es auch langweilig, wenn jede Gemeinde ein aufgepflastertes und verkehrsberuhigtes, putziges Zentrum hat, die irgendwann alle gleich aussehen. Gerade deshalb bestehen wir auf Differenz. Im Übrigen gibts für mich einen riesigen Unterschied zwischen Ruhe und Langeweile. Stille Zonen können sehr spannend sein. Langeweile entsteht dann, wenn es kein Gefälle mehr gibt und alles erstarrt. Die entscheidende Frage ist nun, ob die Schweiz die Energie aufbringt, um diese urbane Dynamik aufrecht zu erhalten.

Sind Sie zuversichtlich?

Wir sind uns da nicht einig im ETH Studio Basel. Bei meinen Kollegen schimmert eine pessimistische Sicht durch, dass die Schweiz nicht zu Reformen in der Lage ist, weil die politischen Strukturen fast nicht aufzubrechen sind. Ich persönlich bin nicht so pessimistisch. Ich glaube ohnehin nicht, dass sich das Urbane von oben verordnen lässt, sondern, dass es von unten her kommt und situationsbedingt ist. Es muss Lust und Spass machen. Urbanität hängt davon ab, was die Leute daraus machen. Die Zukunft ist offen, in der Stadtentwicklung ganz besonders. ◀

Martin Beglinger ist «Magazin»-Redaktor (martin.beglinger@dasmagazin.ch).
Miklós Gimes ist redaktioneller «Magazin»-Mitarbeiter (miklos.gimes@dasmagazin.ch).

**Geniessen & gewinnen:
Traumreise
zum exklusiven
Segel-Highlight in Valencia.**

Leinen los für ein Wochenende der Extraklasse mit 2 Luxus-Übernachtungen und Logen-Plätzen bei dem Segel-Event 2007.

Gewinnen Sie 2 exklusive Weekends in Valencia, inkl. Flug, Taschengeld und Plätze beim Segel-Event für je 2 Personen im Wert von Fr. 5'000.-

Coupon ausfüllen und einsenden: Freixenet Alpes GmbH, Flurstrasse 56, 8048 Zürich. Viel Glück.

In welchem Jahr wurde der America's Cup zum ersten Mal ausgetragen?

1999 1851 1614

Name _____ Vorname _____

Strasse _____ PLZ/Ort _____

E-mail _____

Telefon _____ Geburtsdatum _____

The Magic of Freixenet.

Tatunabnehmerrecht sind alle Personen ab 18 Jahren, ausgenommen die Mitarbeiter sowie deren Angehörige der Firma Freixenet Alpes GmbH und der Werbegewinn Pucci, Saiter. Einverständnis ist der 31.1.2006. Die Verlosung findet im März 2006 statt. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Die Gewinne können nicht bar ausbezahlt werden. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Informationen auf dem Talon können von Freixenet Alpes GmbH für Marketingzwecke verwendet werden. Kein Kaufzusage. Weitere Talons erhältlich bei Freixenet Alpes GmbH.

**Arbeiten, ohne ins Büro zu gehen.
Staubsaugen, ohne zu Hause zu sein.**

SIEMENS

1. Preis Innovationswettbewerb
Comptoir de Lausanne 2005

Vollautomatische Reinigung aller Böden. Der neue sensor cruiser VSR8000 macht Staubsaugen zur Entspannungsübung. Ganz ohne Ihr Zutun reinigt der nur zwölf Zentimeter hohe Reinigungsroboter vollautomatisch Parkett, Teppich oder Steinböden – Sie müssen nicht mal zu Hause sein.

Mehr Informationen unter Tel. 0848 888 500, Fax 0848 888 501, ch-info.hausgeraete@bshg.com, www.siemens-hausgeraete.ch

Siemens. Die Zukunft zieht ein.



Anna G. erklärt am Babysitting-Kurs, wie Windeln richtig gewechselt werden.



Urs M. vom Konflikttraining «chili» gibt Tipps, wie man Aggressionen positiv umwandelt.



Gabi B. von der Sozialberatung für MigrantInnen hilft Maurice M. beim Gang durch die Ämter.



Heinz F., Kursleiter «Pickel, Petting und Pariser», erklärt Jugendlichen, wie man letztere richtig anwendet.



Marcel W. nimmt mit dem Carissimo-Car Bewohner des Seniorenheims auf einen Ausflug mit.



Die Familie von Edith G. vom Programm «Mitten unter Euch» hat Besuch von Piri S., die so Schweizerdeutsch lernt.



Pflegehelfer-Kursleiterin Eva L. freut sich gerade über 3 neue Anmeldungen.



Roland E. vom Rotkreuz-Fahrdienst bringt Karl S. zum Arzt.



Rolf D. unterstützt mit Rat und Tat die Angehörigen von Kranken und Betagten.



Simone W. vom Rotkreuz-Hütendienst spielt mit erkrankten Kindern Eile mit Weile.



Jürg E. bereitet sich vor, in Aceh das Rotkreuz-Wiederaufbauteam zu verstärken.

Das Schweizerische Rote Kreuz hilft, wo es kann. Getragen von fast 600'000 Mitgliedern und unterstützt von 50'000 Freiwilligen steht das Schweizerische Rote Kreuz Tag für Tag tausenden Familien in der ganzen Schweiz bei. Zum Beispiel im Fahrdienst, als Ausbilder im Pflegebereich, im Konflikttraining, bei der Kinderbetreuung, mit Ergotherapie. Wirkungsvoll, herzlich und effizient. Etwa so wie auf diesem Bild könnte also die Momentaufnahme unserer Arbeit aussehen. Wir tun sie mit Hand und Herz, professionell und erfolgreich. Seit 1866 übrigens – im Dienste unseres Landes und seiner Menschen.

Schweizerisches Rotes Kreuz 

Schweizerisches Rotes Kreuz, Rainmattstrasse 10, 3001 Bern, Tel. 031 387 71 11, info@redcross.ch, www.redcross.ch, PC-Kto. 30-9700-0

RHEINTALER BLUES

Text Martin Beglinger Bilder Raffael Waldner

Lange Zeit hat das St. Galler Rheintal auf die österreichischen Nachbarn herabgeschaut. Damit ist es vorbei. Jetzt versuchen die Schweizer aufzuholen. Doch da gibts ein Problem: die Mentalität der Bevölkerung.

Vor vierzehn Tagen fand die Revolution statt im St. Galler Rheintal. Zumindest ein Revolutiönchen. Oder wenigstens die Ankündigung davon. Am Morgen des 21. Oktober trafen sich jedenfalls die Präsidenten von fünf Rheintaler Gemeinden in einem Schulhaus in Heerbrugg und teilten dort feierlich mit, dass sie fusionieren möchten.

Ein historischer Vorgang, für hiesige Verhältnisse.

Seit dreissig Jahren hat man über die mögliche Fusion der Gemeinden Au, Widnau, Diepoldsau, Balgach und Berneck diskutiert, meistens still und manchmal heimlich, vor allem aber vergeblich, nicht zuletzt auch deshalb, weil

allzu viele kleine Königreiche gefährdet schienen, allein schon bei den Präsidien. Denn wenn fünf Gemeinden fusionieren, werden vier Präsidenten überflüssig, mindestens. Doch diesmal fügt sich glücklich, dass zwei oder drei der amtierenden Gemeindeoberen ohnehin altershalber abtreten werden, bevor eine Fusion Tatsache wird. So verteilten die fünf ein Communiqué mit dem Titel «G5 – Aufbruch zum Zusammenschluss». Zusammengewachsen seien sie ohnehin schon, heisst es darin, doch vereinigt lasse sich viel besser planen und auch effizienter verwalten. Einzeln sind die Gemeinden Dörfer mit einer Grösse von 3400 bis 7800 Einwohnern,

fusioniert wären sie gemäss Communiqué eine «mittlere Landstadt» mit knapp 30 000 Menschen. Es wäre die grösste Stadt im St. Galler Rheintal und die zweitgrösste im Kanton, nach der Hauptstadt St. Gallen. Geht alles nach Plan, soll das Volk 2007 darüber abstimmen. Immerhin sind, nach einer Umfrage des GfS-Instituts von Claude Longchamp, heute rund 40 Prozent für eine Fusion. Aber ebenso viele dagegen.

Doch wird überhaupt eine Stadt aus den G5? Statistisch zweifellos, denn als Stadt gilt, wo wenigstens 10 000 Menschen leben. Gefühlsmässig hingegen kaum. Eigentlich wolle man lieber keine sein, meint Widnaus Gemeindepräsi-

Wohngegend an der Autobahn in Widnau



Tanksäule in Au



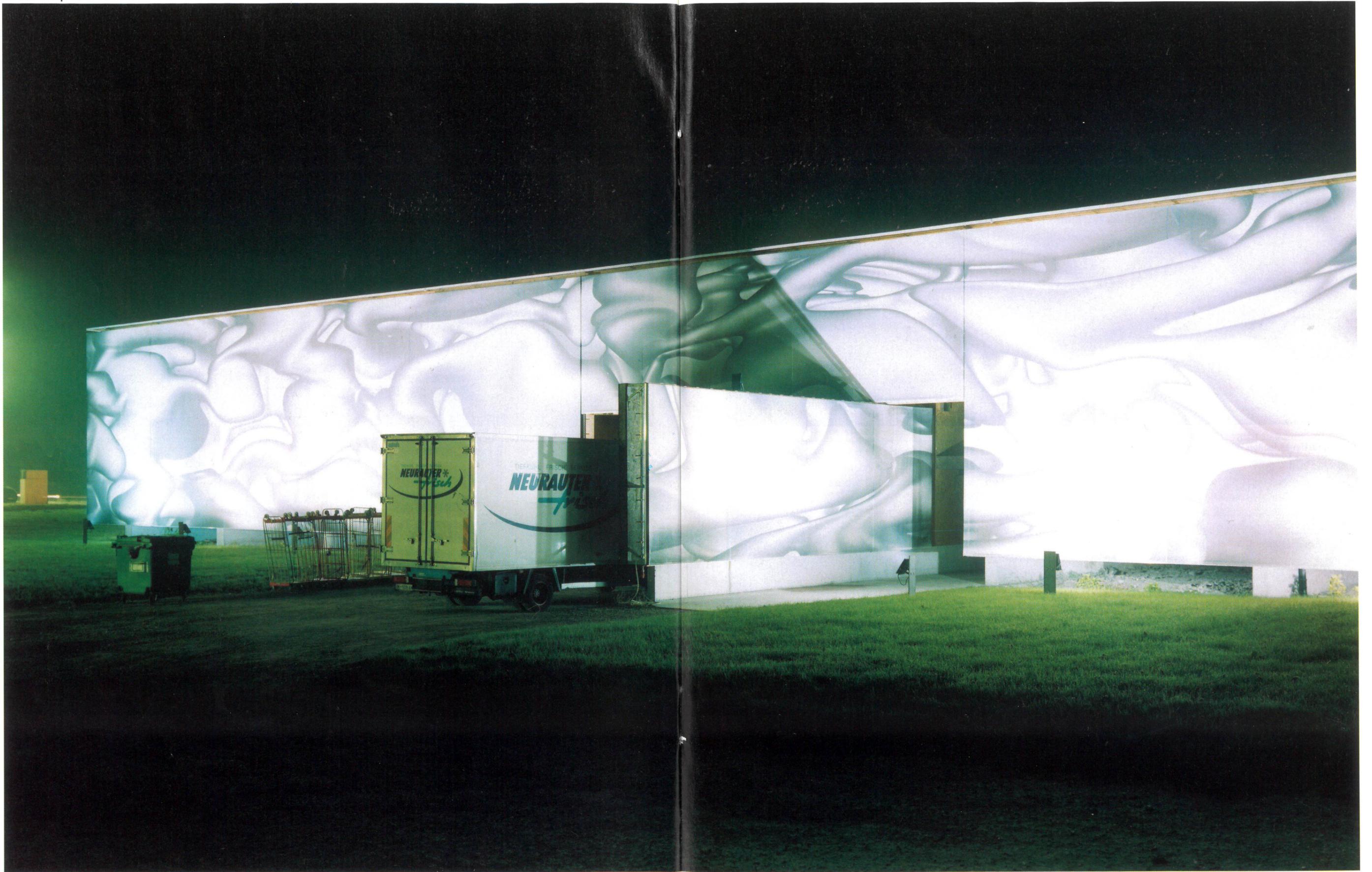


Rheinhard Frei, Standortvermarkter, Heerbrugg



Arthur Messmer, Präsident der Ortsgemeinde Au

Reinhard Frei, Lokalpatriot: «Wer heute in Vorarlberg von der Schweiz spricht, wird nicht gerade belächelt. Aber sie sind selbstbewusst geworden, wohlthuend selbstbewusst.»



Industriezone zwischen Widnau und Heerbrugg



Wohnquartier zwischen Widnau und Heerbrugg



dentin Christa Köppel. Die Bezeichnung «Grossgemeinde» sei dem neuen Gebilde auch angemessener. Sie will die Skeptischen nicht jetzt schon mit dem Begriff Stadt erschrecken, der hier auf dem Land nun mal einen «negativen Beigeschmack» habe.

Vom Namen für die «landstädtische Grossgemeinde» nicht zu reden. «Da wirts ganz heikel», seufzt die Gemeindepräsidentin, ansonsten eine energische Frau. Zur Namensfrage seien erst noch ein paar weitere Sitzungen nötig, damit die Kirche im Dorf bleibt. Am Schluss wird es wohl eine «Stadt Heerbrugg» werden, auch wenn Heerbrugg bislang nicht mal eine Gemeinde ist, sondern ein administrativer Zwitter, der aus nicht viel mehr als einem Bahnhof besteht. Es fühlt sich auch niemand als Heerbrugger. Dort, sagen die Einheimischen, wohnen die Ausländer. Man ist hier Auer oder Widnauer, Balgacher oder Bernecker. Diese vier Gemeinden

Heerbrugg ist nicht mal eine Gemeinde, sondern ein administrativer Zwitter, der aus nicht viel mehr als einem Bahnhof besteht. Es fühlt sich auch niemand als Heerbrugger.

haben hier das Sagen, denn Heerbrugg liegt auf ihrem Boden, auch wenn kaum einer weiss, wo genau die Grenzen liegen. Sicher ist nur, dass die Mitte der vielleicht künftigen «Stadt Heerbrugg» vor allem aus einem riesigen Loch besteht, einem öden Areal, umrahmt von steinhässlichen Häuserzeilen und dauerverstopften Durchgangsstrassen. Das Zentrum von Heerbrugg, bekennt selbst der zuständige Auer Gemeindepräsident Walter Giger, ist derzeit «tot». Ein Ort zum Flüchten.

Schmidheiny-Land

Besuch bei Reinhard Frei, dem Mann, bei dem jeder irgendwann landet, der etwas über das St. Galler Rheintal wissen will. Frei, 49, ist Chef einer PR- und Kommunikationsagentur, FDP-Kantonsrat, umtriebiger Lokalpatriot und fast schon gerührt, wenn sich mal einer aus Zürich für sein Rheintal interessiert. Bereits Anfang Jahr hat Frei mit zwei Unternehmern die Interessengemeinschaft «Füges» gegründet – «Fünf Gemeinden, eine Stadt» –, und entsprechend redet er sich für die Fusion ins

Feuer. Diese sei besser für fast alles, von der Wirtschafts- über die Schul- bis zur Verkehrs- und Siedlungspolitik. Bislang war das Rheintal ein 25 Kilometer langer Schlauch von insgesamt 13 Gemeinden, jede ein kleines Fürstentum, auf jeden Fall mit eigener Feuerwehr, wenn immer möglich mit eigener Mehrzweckhalle. Kurz: ein Flickenteppich, eine Region ohne Zentrum. Doch genau dies soll die neue Stadt werden: ein Zentrum, das von aussen auch erkennbar ist, wie Reinhard Frei hofft, obschon er weiss, wie schwer dies an den lokalen Pfründen und Eitelkeiten rührt. Altstätten und St. Margrethen, die beiden Möchtegern-Zentren im Süden und im Norden der G5, befürchten schon jetzt, eine «Stadt Heerbrugg» in der Mitte werde ihnen den Rang ablaufen.

Der Standortmarketer Frei hält solche Rivalitäten im Kleinen für Luxus. Zu oft in den letzten Jahren sah er das Rheintal als Ganzes von der Schweiz

vergessen, liegen gelassen am rechten Rand, übersehen in den Studien von Wirtschaftsförderern und Städteplanern. Dort ist meistens von Zürichzürich die Rede, selten genug von der Ostschweiz, und hinter St. Gallen ist endgültig Schluss. Diepoldsau? Altstätten? Widnau? Eine weisse Fläche, dieses Rheintal, bestenfalls eine mit Fragezeichen. «Umso mehr müssen wir alles unternehmen, um das Rheintal endlich wieder auf die Landkarte zu bringen», sagt Frei.

Ein Name war allerdings früh auf der Wirtschaftskarte der Schweiz zu finden: Heerbrugg. Reinhard Frei hat seine Büros genau dort, wo dieser Ort seinen Aufschwung nahm: im Schloss Heerbrugg, dem Stammsitz der Schmidheiny-Dynastie. Mit der Gründung des Optikunternehmens Wild haben die Schmidheiny's Heerbrugg zum Begriff im Land gemacht. Es war Max Schmidheiny, der legendäre Sir Max, der sich auch kurzerhand einen Bahnhof nach Heerbrugg organisierte. So wuchs das Rheintal zu einer Industriehochburg der Schweiz, die es noch heute ist. Gut 60 Prozent

aller Arbeitsplätze sind hier in der Industrie, doppelt so viele wie im Landesdurchschnitt.

Voralberg macht es vor

Fast ein Jahrhundert lang schaute man von Heerbrugg aus mit einem wohligen Gefühl der Überlegenheit auf die andere Seite des nahen Rheins hinüber und mitunter auch hinab, in das österreichische Voralberg, «zu den armen Nachbarn und Verwandten», wie Reinhard Frei sich ausdrückt. Es war das Land der Stickereien und Bauernhöfe, moderne Industrie gabs keine. Auch Frei fuhr als Bub regelmässig zu den Verwandten seiner Voralberger Mutter über die Grenze, mit viel Toblerone und guten Ratschlägen im Gepäck. «Wir haben die Voralberger jahrzehntelang belächelt, aber das», sagt Frei, «ist jetzt definitiv vorbei.» Vor zehn Jahren habe man hier gemerkt, «wie Drive in das Voralberg kam» (Frei). Seither vibriert die Region rechts des Rheins, während man von links leicht irritiert hinüber schiebt. Ein Hightech-Betrieb nach dem andern siedelt in Lustenau und Dornbirn an.

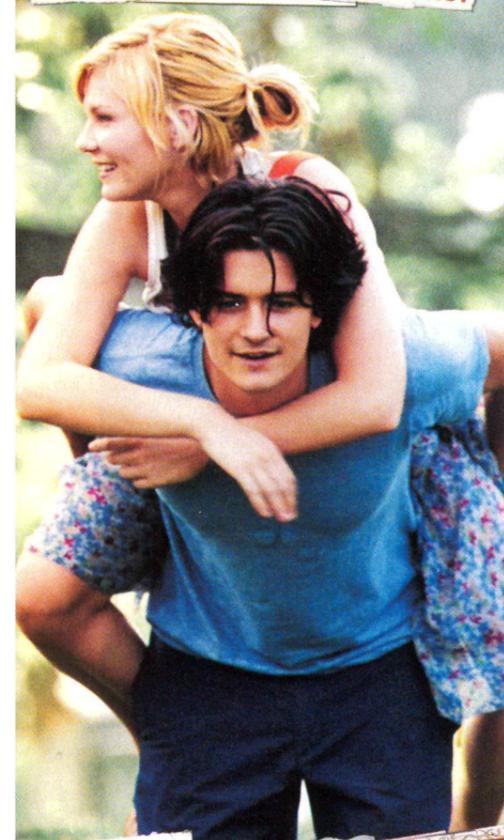
Zugleich stapelt sich Studie um Studie auf dem Pult von Reinhard Frei, die die Vorzüge Voralbergs preist. Ganz oben auf der Beige liegt ein Bericht des «Manager-Magazins», das Voralberg den ersten Platz als bestem Hochtechnologiestandort in Deutschland und Österreich vergab. Sogar unter sämtlichen europäischen Ländern liegt es auf Platz elf (hinter sieben irischen Standorten). Die Schweizer Seite: nicht vertreten. Reinhard Frei meint es nicht einmal bitter, wenn er sagt: «Wer heute in Voralberg drüben von der Schweiz spricht, wird nicht gerade belächelt. Aber sie sind schon selbstbewusst geworden, wohlthuend selbstbewusst.»

Nicht, dass die Schweizer heute die armen Nachbarn der Voralberger wären. Es gibt deutlich weniger Arbeitslose auf St. Galler Seite, den hiesigen Schwergewichten geht es gut. Aus «Wild Heerbrugg» ist, nach etlichen Krisen und Fusionen, «Leica Geosystems» geworden, ein höchst begehrtes Unternehmen, um dessen Übernahme sich jüngst ein amerikanischer und ein schwedischer Konzern stritten. (Gewonnen hat der schwedische, Hexagon.) Auch die

VOM REGISSEUR VON "JERRY MAGUIRE"
UND "ALMOST FAMOUS"



ORLANDO BLOOM KIRSTEN DUNST



ELIZABETHTOWN

HIER
BEGINNT DAS LEBEN

PARAMOUNT PICTURES PRESENTS A CROUSE/WAGNER-VINYLS FILMS PRODUCTION A CAMERON CROWE FILM ORLANDO BLOOM
KIRSTEN DUNST SUSAN SARANDON "ELIZABETHTOWN" ALEC BALDWIN BRUCE MASHILL JUDY GREER JESSICA HILL
MUSIC BY NANCY WILSON COSTUME DESIGNER NANCY STEINER EDITOR DAVID MORITZ PRODUCTION DESIGNER CLAY A. GRIFFITH DIRECTOR OF PHOTOGRAPHY JOHN TOLL
EXECUTIVE PRODUCERS DONALD J. LEE, JR. PRODUCED BY TOM CROUSE PAULA WAGNER CAMERON CROWE WRITTEN AND DIRECTED BY CAMERON CROWE

Das Soundtrackalbum zum Film jetzt im Handel erhältlich! Mit Songs u.a. von Tom Petty, Elton John, sowie My Morning Jacket!

JETZT IM KINO

SFS, mittlerweile der grösste Industrie-konzern in der Region mit 2000 Arbeitsplätzen, glänzt mit guten Zahlen und liefert seine Befestigungstechnik in die ganze Welt. Widnau wiederum ist stolz, dass derzeit Red Bull eine neue Fabrik auf seinem Boden baut.

All diese Unternehmen sind längstens globalisiert, und doch wirkt die Gegend, in der sie stehen und produzieren, seltsam provinziell. Das spüren auch die Firmen, die im In- und Ausland gute Leute suchen und merken, dass diese – oder ihre Familien – keine Lust aufs Rheintal haben. So riefen die Unternehmen mit dem Marketingmann Frei das Rheintal zum «Chancental» aus. Man druckte tolle Prospekte über das «Mittendrintal» zwischen München, Zürich und Mailand, das moderne Wirtschaft und attraktives Wohnen so wunderbar miteinander verbinde. Genützt hat es bislang wenig. Das Image der Gegend, so besagen die Umfragen, ist nicht viel besser geworden. Zumal in Zürich gilt das Rheintal noch immer als Kaff, als Randregion, in der höchstens der Föhn noch Zugkraft hat. Auch das ist zwar ein Klischee, allerdings ein hartnäckiges.

Erkundungsfahrt ins Vorarlbergische. Reinhard Frei führt den Besucher nach Lustenau, die erste Gemeinde gleich nach der Grenze, vor zwanzig Jahren noch ein müdes Nest, das den Niedergang seiner Stickereiindustrie nur schwer verdaut hatte, heute eine selbstbewusste Kleinstadt mit 20 000 Einwohnern – und einem «Millenniumspark» am Stadtrand. 600 Hightech-Arbeitsplätze sind dort in futuristisch anmutender Umgebung entstanden, ein künstlicher See soll folgen, eine von den Firmen finanzierte Kinderkrippe hat eben erst eröffnet, die 90 Plätze sind schon ausgebucht. Jeder Quadratmeter hier signalisiert: Die Zukunft findet in Lustenau statt. Ein Zeitsprung im Vergleich zu Heerbrugg.

Fünf Autobahnminuten weiter, zwölf Kilometer von Heerbrugg entfernt: Dornbirn, 43 000 Einwohner, die Messestadt. Und eine der neuen Dienstleister, die sich in den alten Fabriken der untergegangenen Stickereiindustrie eingenistet haben. Seit kurzem prangt ein eleganter Bau in Dornbirn in Form einer Ellipse: das «Panoramahaus», 14 Geschosse und

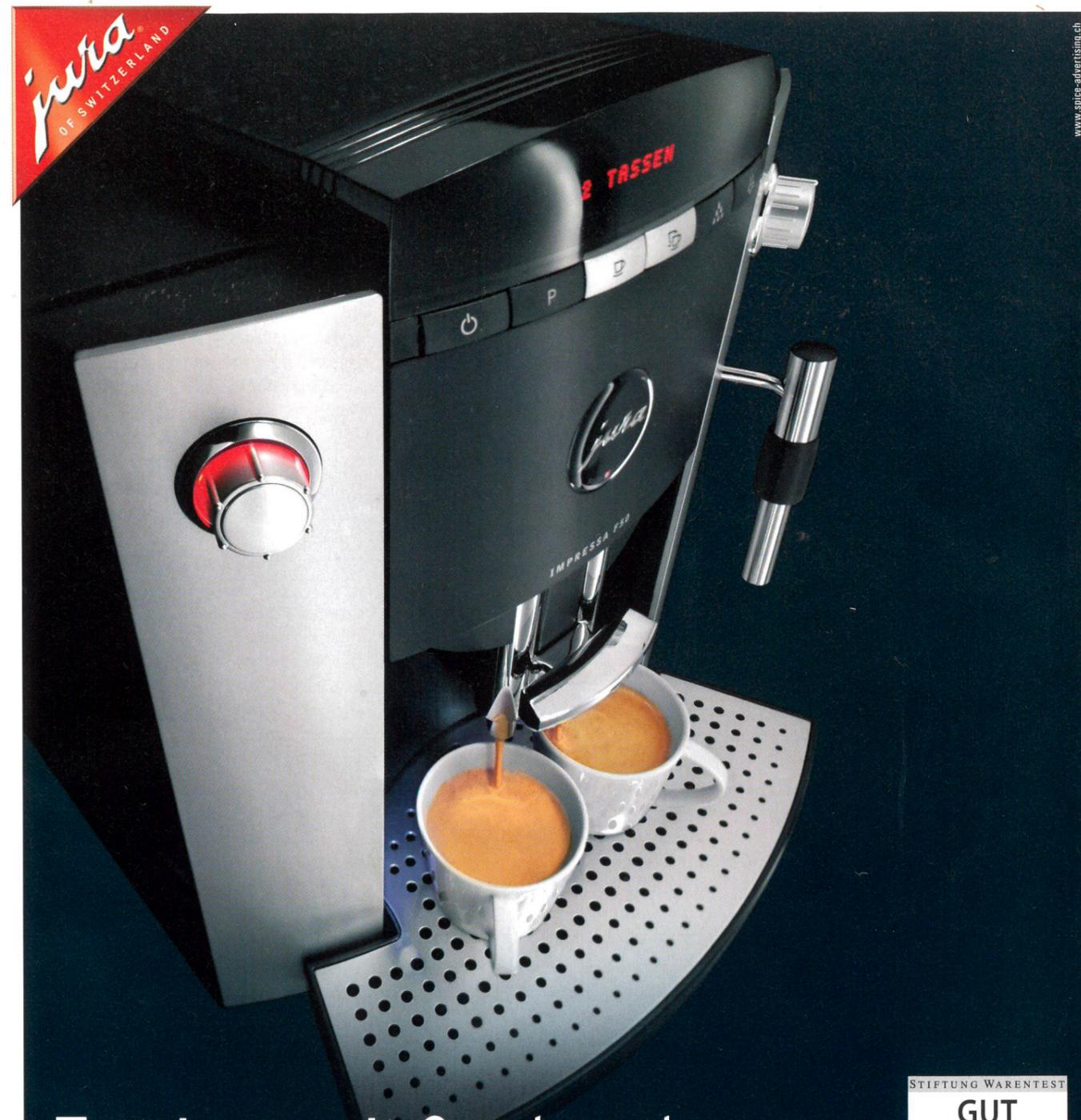
50 Meter hoch, darin eingemietet ein Viersterne-Sheraton-Hotel, das durchgestylt ist bis auf die Pissoirs im Dachrestaurant. Das Panoramahaus und der Millenniumspark sehen aus wie die auf der falschen Seite wahr gewordenen Träume des Standortmarketings Frei aus Heerbrugg.

Auf der Schweizer Seite des Rheins rätselt man derweil über die Gründe des Vorarlberger Wirtschaftswunders. Das Rezept, so es eines ist, liegt vermutlich in der Mischung: Die richtigen Leute treffen sich zur richtigen Zeit in den richtigen Strukturen. Politik und Wirtschaft sind gut verzahnt, die Zentren aufeinander abgestimmt. In Bregenz die Kultur, in Dornbirn die Messen, Technologie in Lustenau. Den Millenniumspark wiederum hat vor allem einer befördert, der Dornbirner Unternehmer Bernhard Oelz mit seiner Firma für Standortentwicklung. Doch möglich wurde der Park nur, weil es auch das Land Vorarlberg und die Lustenauer so wollten. Schliesslich, keine Frage, hat Österreichs EU-Beitritt im Jahr 2000 dem Land Vorarlberg Schub gegeben, ideell wie finanziell mit ersten Investitionshilfen von 5 Prozent.

Im Kopf hätte Reinhard Frei grosse Pläne für ein Netz zwischen den Städten Dornbirn und Heerbrugg, für den grossen gemeinsamen Aufbruch des gesamten Rheintals. Nur, die Realität will anders. Nichts gegen seinen «lieben Freund Reini», sagt Bernhard Oelz, aber «die Vorarlberger schauen nun mal nach München und nicht nach Heerbrugg oder St. Margrethen».

Standortmarketing

Eine vom «Chancental» gross angekündigte «Bildungsbrücke» zwischen dem St. Galler und dem Vorarlberger Rheintal ist schon eingebrochen, ehe sie überhaupt stand. Ein so genanntes Investorenmodell, das die Regierungen von St. Gallen, Vorarlberg, Graubünden und Liechtenstein ausarbeiten liessen, ist ebenfalls eine Planungsleiche. Die Ur-idee, internationale Firmen gemeinsam in den Grossraum Rheintal zu locken, ist an den Lokalinteressen gescheitert. Denn gehts hart auf hart, entscheiden halt doch die Grenzen, zumal in der Politik. Politiker gewinnen keine Wahlen mit dem Hinweis, sie hätten eine Firma



Testsieger mit Geschmack

JURA IMPRESSA F50: Espressogeschmack: «sehr gut», Crema: «sehr gut»



Zum ersten Mal hat ein Espresso-/Kaffeevollautomat die Verkoster der «Stiftung Warentest» vollends mit seinem Espressoresultat überzeugt. Sowohl für den Geschmack als auch für die Crema gab's von den Kaffeeprofis die Höchstnote und die

Würdigung: «Kein anderer Espresso lag ihnen so vorzüglich auf der Zunge...» Urteilen Sie selbst – am besten bei einem Besuch im JURA-Fachhandel. JURA Elektroapparate AG, 4626 Niederbuchsiten, www.jura.com

IMPRESSA
if you love coffee

DIE VOLLENDUNG DER HARMONIE. DER NEUE LEXUS GS.



Erfahren Sie im neuen Lexus GS 430 die vollendete Harmonie von Inhalt und Form. Geniessen Sie das unvergleichliche Gefühl, in einer Limousine unterwegs zu sein, die punkto Laufruhe, serienmässigem Komfort und Sicherheit neue Massstäbe setzt: 12 Airbags, VDIM-Fahrdynamik-Management für noch mehr Sicherheit und Stabilität, DVD-Navigationssystem, brillantes High-End-

Soundsystem von Mark Levinson und eine Rückfahrkamera als Parkhilfe sind selbstverständlich inklusive. Den neuen Lexus GS 430 mit 4,3-l-V8-Motor und 283 PS gibt es ab Fr. 95.200.-*, den neuen Lexus GS 300 mit 3,0-l-V6-Motor und 249 PS ab Fr. 65.800.-**. Mehr über den neuen Lexus GS erfahren Sie bei Ihrem Lexus Partner, unter www.lexus.ch oder Info-Line 0848 290 290.

LEXUS
The pursuit of perfection

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100.000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN

* unverbindlicher Nettopreis, Kraftstoffverbrauch gesamt 11,4 l/100 km, CO₂-Emission gesamt 269 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F
** unverbindlicher Nettopreis, Kraftstoffverbrauch gesamt 9,8 l/100 km, CO₂-Emission gesamt 232 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D

LEXUS CENTER: Au-Wädenswil - Ausee-Garage AG - Tel. 043 833 11 33 Basel - Emil Frey AG - Auto Dreispitz - Tel. 061 335 61 35 Bern - Emil Frey AG - Tel. 031 339 44 44 Crissier - Emil Frey S.A. - Tel. 021 631 24 11
Genève - Emil Frey S.A. - Tel. 022 308 55 08 Noranco-Lugano - Emil Frey SA - Tel. 091 960 96 96 Safenwil - Emil Frey AG - Tel. 062 788 88 88 Schlieren - Emil Frey AG - Tel. 044 733 63 63 St. Gallen - Emil Frey AG - Autopark -
Tel. 071 228 64 64 Wetzikon - Gruss Ehrler AG - Tel. 043 488 27 27 Zürich - Emil Frey AG - Garage Zürich-Nord - Tel. 044 306 77 77
LEXUS SERVICE-VERTRETER: Auswil-Langenthal - S. Flückiger AG - Tel. 062 957 52 52 Biel-Brügg - Emil Frey AG - Tel. 032 374 33 33 Littau-Luzern - Emil Frey AG - Tel. 041 259 19 19 Marin - Autotechnique CRWT S.A. -
Tel. 032 753 66 33 Salgesch-Sierre - Garage Montani S.A. - Tel. 027 455 63 62 Schaffhausen - Hässig Gonzalez AG - Tel. 052 630 10 10 St. Leon - Emil Frey S.A. - Tel. 027 205 68 68 Sissach - Garage Wirz AG - Tel. 061 975 84 84
Winterthur - Emil Frey AG - Grütze-Garage - Tel. 052 234 35 35

ins Nachbarland geholt. Warum nicht bei uns?, werden ihn die Wähler fragen.

Am wenigsten interessiert von allen waren die Vorarlberger. Man braucht nur einen Blick auf ihre neuste amtliche Studie über die «Vision Rheintal» zu werfen. Links des Rheins: alles weiss. Ein Nidtraum. Da mag «Füges» noch lange ein Städtetz zwischen Heerbrugg und Dornbirn als eigene Vision präsentieren. Es sei, muss auch der notorische Optimist Frei feststellen, schon sehr schwierig, die Vorarlberger zu gemeinsamen Initiativen zu bewegen. «Spätestens mit dem EU-Beitritt haben sie sich immer mehr von uns abgelebt. Seither sind die Vorarlberger vor allem mit sich selber beschäftigt.»

Sie fürchten auch, eine verstärkte Kooperation würde vor allem den Schweizern nützen. Seit Jahren ärgern sich die Vorarlberger Unternehmer, dass sie junge Leute ausbilden, die hinterher ein besser bezahltes Angebot aus der

Nicht nur die hoch qualifizierten Fachleute jagt man sich über den Rhein hinweg ab, auch die guten Steuerzahler, und da liegt das linke Ufer noch immer vorn.

Schweiz annehmen. Noch liegen die Industrielöhne auf der Schweizer Seite 20 Prozent über jenen in Vorarlberg. Aber die Lücke schwindet, und es häuft sich die Erfahrung von Schweizer Unternehmen, die Facharbeiter in Vorarlberg suchen und nicht eine einzige Bewerbung erhalten.

Nicht nur die hoch qualifizierten Fachleute jagt man sich über den Rhein hinweg ab, auch die guten Steuerzahler, und da liegt das linke Ufer noch immer vorn. Für die Firmen bestehen zwar kaum noch Differenzen bei der Belastung, doch ein Vorarlberger Manager zahlt an den schönen Hanglagen von Berneck und Balgach halb so viel wie in Dornbirn. Dementsprechend viele sind dorthin geflüchtet und pendeln nun täglich zwischen Millenniumspark und Steuerparadies. Damit das auch so bleibt, dürfe die Fusion der G5 auch keinesfalls den Steuerfuss nach oben drücken, heisst es unter den Gemeindepräsidenten.

2300 Vorarlberger Grenzgänger würden sich jeden Morgen auf den schmalen Strässchen an den Zollhäuschen vor-

bei in eine der fünf Gemeinden. Und am Abend wieder zurück. (Schweizer Pendler nach Vorarlberg gibt es noch immer kaum.) Alle jammern über den nervtötenden Verkehr, der auf beiden Seiten längs des Rheins organisiert ist, aber kaum quer, entlang den Grenzpendlerachsen. Im Gewirr von Landes-, Kantons- und Gemeindegrenzen hat alle zwei Meter ein anderer Besitzer das Sagen. Nur schon bei der Reparatur von Rheinbrücken braucht es eine internationale Kommission, weil die Zuständigkeiten exakt in der Mitte enden.

Ausgeprägter Wille zum Kaff

Zurück nach Heerbrugg, ins vorderhand tote Zentrum der künftigen Stadt. In dieses 12 000 Quadratmeter grosse Loch möchten private Investoren bis 2008 mehrere Neubauten mit Läden und vor allem mit Wohnungen stellen. Eine verkehrsbefreite Marktstrasse soll das verödete Zentrum wiederbeleben, Krönung

des neuen Stadtkerns soll – eine Ellipse sein. Wie in Dornbirn, wenn auch nur 13 Geschosse und 40 Meter hoch. Das sei Zufall, sagt Architekt Reinhard Waldburger, diese Silhouette werfe einfach den kleinsten Schatten. Von der Dornbirner Ellipse habe er erst nach Abgabe seiner eigenen Pläne erfahren.

In jeder der fünf umliegenden Gemeinden läge das Volk sofort quer bei derart grossen Bauten, in Heerbrugg hingegen gabs so gut wie keine Einsprachen gegen die Überbauung. Die Anwohner sind froh, dass sich etwas tut in diesem öden Loch. «Dem Leben einen Schritt näher» überschrieb «Der Rheintaler» seinen Bericht, in dem er das Projekt vorstellte.

Der Architekt Waldburger hat Erfahrung mit der Verstädterung von Dörfern, wenn auch ziemlich gemischte. Bereits seinem eigenen Wohnort Herisau hat er ein städtisches Zentrum zu verpassen versucht. Gleichwohl muss er eingestehen, «dass Herisau noch immer ein Kaff ist» und offensichtlich nichts anderes werden will. Auch dort brachte die Frage nach Stadt oder Dorf die Ge-

tomtom



Ausleihen ist
einfach.
Zurückbekommen
schon schwieriger.
TomTom GO.

- Leicht tragbares Gerät zur Nutzung in mehreren Autos
- Keine Installation notwendig; Plug & Go
- Einfache Touchscreen-Bedienung
- Einfache, deutlich gesprochene Routenanweisungen
- Die aktuellsten Straßenkarten
- Einzigartiges 3D-Bild mit Nachtsicht
- Aktuelle Wetter-, Verkehrsinformationen und mehr mit TomTom PLUS Service
- Integrierte Bluetooth-Schnittstelle
- Für jedes Budget das passende TomTom GO
- Weitere Informationen über TomTom GO finden Sie unter www.tomtom.com

Die aktuellsten
Verkehrsinformationen
auf Ihrem TomTom GO?
Jetzt gratis testen!
www.tomtom.com

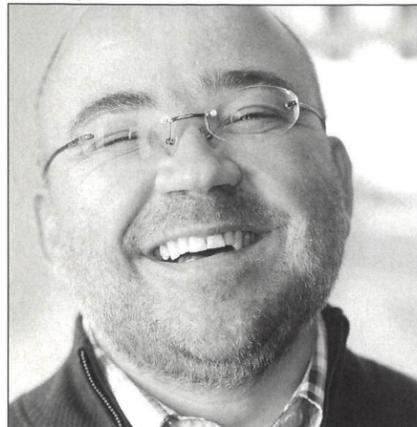
TomTom.
Find your way
the easy way

TomTom arbeitet mit



müter in Wallung – und den Gemeindepräsidenten indirekt um sein Amt. Der Mann hatte sich allein mit seiner schüchternen Frage, ob man Herisau mit seinen 16 000 Einwohnern nicht doch offiziell eine Stadt nennen wolle, um jeden Kredit gebracht. Die grosse Mehrheit will ein Dorf Herisau und fertig. So ist für manche auch der Architekt Waldburger ein rotes Tuch, weil er reihenweise alte Häuser abgerissen und den Herisauer Dorfkern mit «moderner» Architektur möbliert hat. Ihn selber ficht das wenig an, er hält «nichts von nachgeäfften Appenzellerhäusern im Disneyworld-Stil». An seiner angeschlagenen Appenzeller Identität nagt ohnehin weit mehr, dass die Ausserrhoder keine Kantonbank und vor allem keine Landsgemeinde mehr haben. «Die Landsgemeindemörder», donnert Waldburger, «könnte ich heute noch erschlagen.»

Anzeige



Roland Haefeli (41), Investor Relations Officer, bestellt seit 18. März 2004 online. Er schrieb per E-Mail:

Lange Arbeitstage, häufige Auslandsreisen – dank Coop Online Supermarkt trotzdem viel Zeit für die Familie und zudem noch erstklassige Schweizer Markenprodukte! Vielen Dank für diesen Dienst an einem zufriedenen Kunden.



www.coop.ch **coop**
Online bestellt – nach Hause gebracht

Reinhard Frei will dafür sorgen, dass es im Rheintal gesitteter zugeht bei den Diskussionen über die Fusion. Emotional genug wird es auch dort noch werden. Die Fusionierer, so heisst es in besagter GfS-Studie, hoffen auf «bessere Effizienz», die Gegner hingegen fürchten vor allem «Heimatverlust».

So lud «Füges» das Volk bereits vorsorglich zu einem Heimatabend der anderen Art in Widnau ein, mit Expo-Chef Martin Heller als Gastreferenten, der wortreich seine Ratlosigkeit darüber verbarg, dass man in dieser globalisierten Welt auch Heimat in einer Postleitzahl finden kann. Andernorts* hat Heller schon die «suizidale Halsstarrigkeit» gegenüber Fusionen beklagt, die bislang weder mit Macht noch mit Logik und auch nicht mit Emotionen oder List zu brechen war. Deshalb will er es nun mit Geld versuchen und jenen beiden Kantonen 800 Millionen Franken stiften, die als Erste vollständig fusionieren. Das Preissponsoring ist noch nicht ganz geklärt, doch manchen im Metropal-Saal in Widnau trieb vielleicht auch eher die Frage um, ob der Feuerwehrverein Widnau eine vereinigte Stadt Heerbrugg überleben wird.

Kein gemeinsames Bewusstsein

Die harten Gegner tauchten allerdings gar nicht erst auf am Heimatabend der Fusionisten. «Ich habe auch gar kein Heimatproblem», sagt zum Beispiel Arthur Messmer. Als Präsident der Ortsgemeinde Au vertritt er jene 1000 Einwohner, die hier das Bürgerrecht haben. Viele Ortsgemeinden, wie die Bürgergemeinden hier heissen, sind im Rheintal Burgen der Bewahrung und auch der Macht, denn erstens gehört ihnen viel Land, und zweitens mobilisieren sie ihre Mitglieder besser als jede Partei. So schnell, knurrt Messmer, komme deshalb keiner an den Ortsgemeinden vorbei, die im Übrigen selbst nach einer Fusion überleben würden. Arthur Messmer, 52, Versicherungsagent von Beruf, ist zwar parteilos, aber doch «es bitzli konservativ», und da muss schon sehr gut begründen, wer ihn von Neuem überzeugen will, geschweige denn von einem «Riesenschritt wie diese Fusion». Warum, so fragt Messmer, sollen fünf starke und reiche Gemeinden fusionie-

ren, in denen gemäss GfS 95 Prozent der Leute sagen, sie fühlten sich an ihrem Wohnort wohl? «Der kleine Mann will nicht, dass er fremdbestimmt wird und plötzlich die grosse Masse entscheidet.» Dass sein Au ein Stadtteil von Heerbrugg werden könnte? Undenkbar für Arthur Messmer! «Au soll Au bleiben», das Dorf, «in dem jeder den andern kennt und in dem schon meine Urgrosseltern wohnten – das ist Heimat!», sagt der Ortsgemeindepräsident.

Nicht nur im Kopf von Arthur Messmer existiert kein gemeinsames Rheintaler Bewusstsein, das über die Gemeinde hinaus reicht oder gar über die Landesgrenze. Die Jungen fahren zwar nach Dornbirn in die Disco und ihre Eltern ins Restaurant, doch «es wird noch sehr lange dauern, «bis die St. Galler Rheintaler die Bregenzer Festspiele als ihre Festspiele begreifen und den Hockeyclub Feldkirch als ihren Hockeyclub», wie es der Zürcher Sozialgeograf Heiri Leuthold formuliert, Mitautor der Studie «Bild der Region».

Warum denn auch, man habe doch selber schon 48 Vereine, meint dazu wiederum Arthur Messmer, er, der sich beileibe nicht vorstellen kann, auch nur ein paar Hundert Meter weiter von Au nach Widnau zu ziehen. Geschweige denn «in eine Grossstadt wie St. Gallen». ◀

* In: «Die Schweiz in der Vernehmlassung», Verlag Kein & Aber
Martin Beglinger ist «Magazin»-Redaktor (martin.beglinger@dasmagazin.ch).
Raffael Waldner ist Fotograf in Zürich (raffael.waldner@bluewin.ch)

Randonea tropicalis

Meer Land Pfade Flüsse
Wasserfälle balancieren
Lianen bunt Blumen
Kreischen Tiere beobachten
leise Schritte Atem anhalten
exotisch Früchte Vögel
grüne Berge Sassafras
Begegnungen Herberge
Mondschein Aussicht Natur
Schönheit immer wieder



Comité Martiniquais du Tourisme.
www.martiniquetourisme.com



La France des 3 océans



Maison
de la
FRANCE
franceguide.com

EWIGE PATIENTEN

Text Miklós Gimes Bilder Raffael Waldner

Bergtäler entvölkern sich, kosten viel und produzieren wenig. Soll der Staat sie subventionieren oder ihrem Schicksal überlassen? Ein Augenschein im Calancatal.

Letzten Winter, kurz vor Weihnachten, geriet das Calancatal in die Schlagzeilen. «Heidi-Schweiz am Ende?» fragte der «Blick» und «Wie geht es weiter mit dem Calancatal?». Nein, kein Mord war passiert und keine Lawine heruntergedonert. Es ging um Grundsätzlicheres: Jährlich fliessen etwa fünf Millionen Franken ins Calancatal, für die Landwirtschaft, Strassen, Seilbahnen, für Schutzbauten gegen Erdrutsche, Hochwasser und Lawinen. Das ETH Studio Basel habe ausgerechnet, dass diese Zahlen in den nächsten Jahren noch steigen dürften. «Die Frage ist», wird der Architekt Marcel Meili zitiert, «ob die Mittel, die derzeit für die Dörfer im Calancatal aufgewendet werden, volkswirtschaftlich und gesellschaftlich noch angemessen sind.»

Damit wurde die Einsicht des ETH Studios Basel an den Stammtisch gebracht, dass sich gewisse alpine Zonen im Herzen der Schweiz auf die Dauer

nicht mehr halten lassen und man sich überlegen muss, ganze Täler aufzugeben. «Meili hält die Idee, dass alle Gebiete der Schweiz auf das gleiche Wohlstandsniveau hinaufgehievt werden sollen, für falsch», schrieb der «Blick», «eine Post im Calancatal sei nicht gleich wichtig wie in Wabern bei Bern.»

Alpine Brachen nennt das ETH Studio Basel die neu entstehenden Gegenden, die den bisherigen Konsens, dass das Land sich überall gleichmässig entwickeln soll, das urschweizerische Prinzip der territorialen Gerechtigkeit, in Frage stellen. Allerdings haben auch schon andere Fachleute erwogen, bewohnte Täler den Naturkräften zu überlassen. «Es besteht in der Schweiz ein Bedürfnis nach mehr Wildnis», hatte der «Blick» einen eidgenössischen Forstbeamten zitiert, der seine Aussage auf eine Umfrage abstützte.

Vor ein paar hundert Jahren zählte das Calancatal, die enge, zwischen Fels-

wänden eingeklemmte Sackgasse parallel zum Misox, 3000 Einwohner. Heute sind es 800, wobei die zwei Dörfer beim Taleingang auf der Sonnenterrasse über dem Misox nicht gemeint sind, wenn vom Niedergang des Tals die Rede ist.

Zehn Bauern gibt es im inneren Tal, zwei Granitsteinbrüche, zwei Baugeschäfte, ein paar Wirtschaften. Keinen Bäcker, keinen Coiffeur, keine Polizeistation. Keinen durchgehend geöffneten Laden. Die Kinder werden mit dem Schulbus ins äussere Tal nach Castaneda in die Schule gebracht, wo zwei Lehrerinnen beschäftigt sind. Ab Herbst hat einzig noch das Hotel Valbella in Rossa geöffnet, ein malvenrotes, einstöckiges Gebäude, mit einer Terrasse der ganzen Front entlang; es könnte in Texas stehen. Rossa ist das hinterste Dorf im Tal. Wer weiterfährt, stösst irgendwann an die Bergwand.

Es ist bald Mitternacht. Er werde warten, hatte der Wirt am Telefon gesagt. In

Natur als Bedrohung: Forststrasse nach Braggio





Agnese Berta, Gemeindepräsidentin von Braggio



Giovanni Polti, Besitzer des Granitsteinbruchs in Arvigo

der Gaststube diffuses Licht. Auf Barhockern sitzen eine ältere, angetrunkene Frau und zwei Männer mit kantigen Gesichtern. Sie drehen den Kopf zum Eingang, prüfen schweigend den späten Gast und reden weiter. In ihrem Rücken läuft der Fernseher, Flachbildschirm, neuestes Modell. Guido Papa, der Wirt, zeigt wortlos das Zimmer. Er ist dürr, trägt Gilet und Krawatte. An beiden Armgelenken ein Goldkettchen. Unter dem Fenster rauscht die Calancasca.

Auf der anderen Seite des Flusses ein paar Häuser im grellen Strassenlicht. Einer der Männer aus der Bar geht leicht schwankend über die Brücke. Er sieht zwar kräftig aus, aber sein Gang ist schwer. Wenig dynamisch, fast schon depressiv: So sieht das «Alpine Patt» aus.

Der Ausdruck gehört zum Vokabular des ETH Studios Basel und beschreibt den wirtschaftlichen Stillstand in vielen Alpentälern, die von aussen unterstützt werden müssen, um gegen die Natur bestehen zu können; deren ganze Energie sich darin erschöpft, die Stellung zu halten. Es geht nicht vorwärts und nicht

rückwärts. Schleichend kommt das Ende näher. Wie ist den Menschen hier zumute? 269 Einwohner zählte Rossa im Jahre 1960, jetzt sind es knapp 100. 45 Einwohner sind über 65, Schulkinder hat es zwei. Diese Zahlen sagen alles. Wer bleibt hier? Die Versager? Die Aussteiger? Die pathologisch Sesshaften?

Am nächsten Tag ist es immer noch neblig und kalt. Ich fahre mit der Seilbahn nach Braggio, 1300 über Meer, ein Dorf von sechzig Seelen auf einer Terrasse über dem Tal. Gemeindepräsidentin Agnese Berta sitzt mit dem Nachbarsjungen in der niedrigen Küche vor dem offenen Kamin. Berta stammt aus Wetzikon im Kanton Zürich und kam nach dem Strickhof auf eine Alp im Calancatal, weil sie mit Ziegen arbeiten wollte. Dann hat sie ihren späteren Mann kennen gelernt, einen Bauernsohn aus Braggio, der damals noch bei der Seilbahn arbeitete. Später stösst er auch zu uns und setzt sich wortlos, seinen Schalk verbirgt er unter einem schwarzen Bart und unter ländlicher Schweigsamkeit. Raffaele, der Nachbarsjunge, klimpert

auf dem Laptop. Er besucht die Landwirtschaftsschule in Landquart.

Heute arbeiten Agnese und Luciano Berta beide in der Landwirtschaft. Milch, Kalbfleisch, Geissenkäse, Gitzi. Dank den Subventionen konnten sie das Elternhaus renovieren, einen neuen Stall bauen, eine kleine Käserei. «Ohne Subventionen könnten wir zumachen», sagt die Gemeindepräsidentin. Zwei Kinder haben sie grossgezogen. Während der Lehrzeit sind sie jeden Tag um fünf Uhr aufgestanden, um rechtzeitig an der Arbeit ausserhalb des Tals zu sein. Jetzt stehen der Junge und das Mädchen vor dem Berufsleben.

«Werden sie in Braggio bleiben?»

«Wenn Sie eine ehrliche Antwort wollen», sagte Agnese Berta, «ich weiss es nicht. Unser Tal muss so attraktiv sein, dass junge Leute sich vorstellen können, hier zu leben.»

«Was heisst attraktiv?»

«Dass man nahe an der Natur ist und nahe an der Welt», sagt Frau Berta. Bis in die Sechzigerjahre war Braggio ein abgelegener Ort. Dann kam die Seilbahn, und

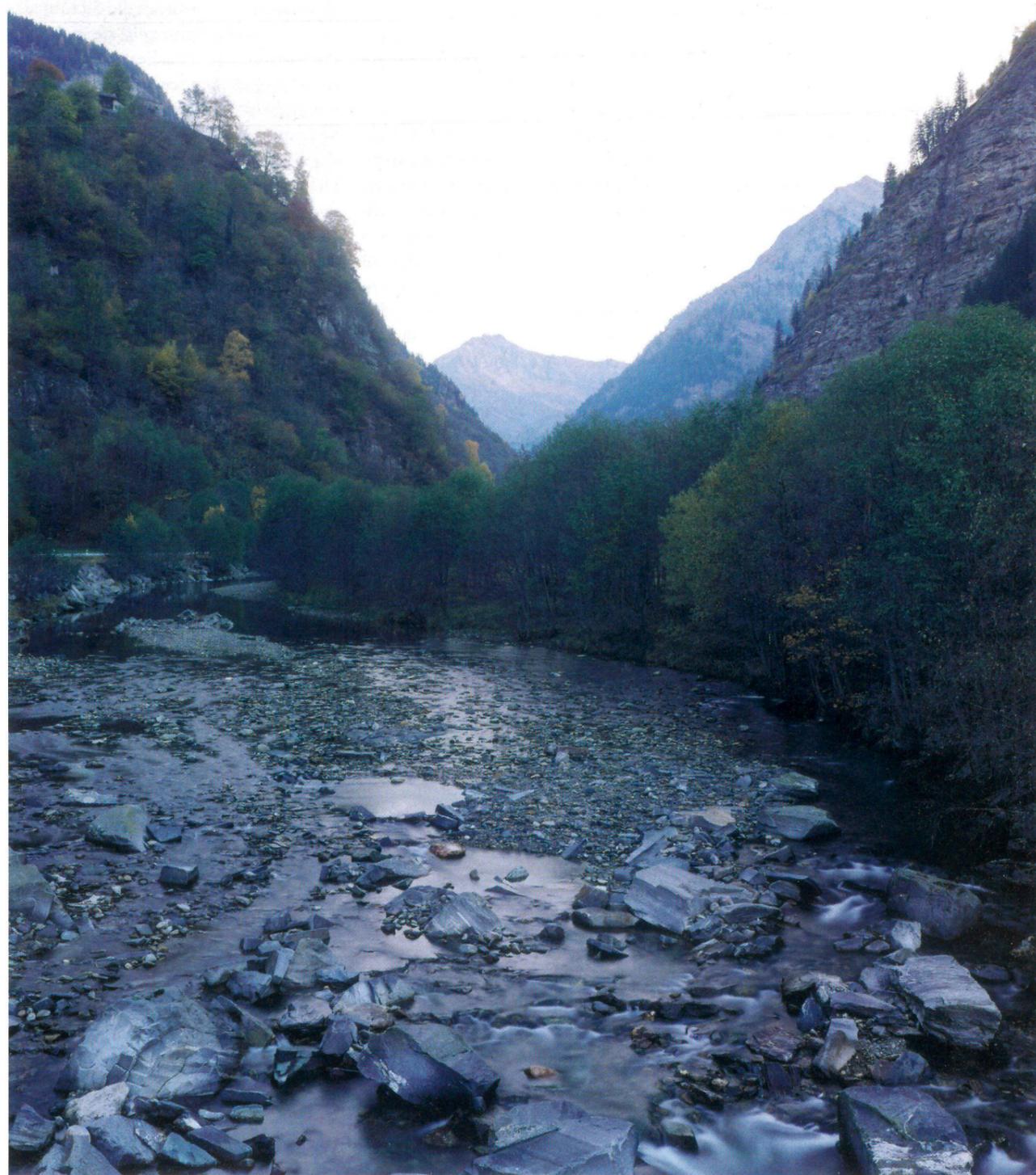


Dorothea Rigonalli, Bäuerin in Cauco, mit ihren Töchtern



Guido Papa, Hotelier in Rossa

Muss man im Auge behalten: Calancasca bei Cauco



Das Magazin 44 – 2005

seit sie auf Selbstbedienung umgestellt hat, ist man jederzeit in einer halben Stunde in Bellinzona, von dort sind es nur zwei Stunden bis nach Mailand. Am Nachmittag im Stall, am Abend in der Scala. Nach der Oper fährt man zurück, stellt den Wagen auf die reservierten Parkplätze, drückt auf den Knopf und lässt sich von der Seilbahn hochziehen, während überm Tal die Sterne funkeln.

Diesen Sonntag gäbe es eine Abstimmung über das Entwicklungskonzept für Braggio, sagt Agnese Berta. Das Dorf hat Grosses vor, «wir haben schon eine Powerpointpräsentation gemacht». Die Idee ist, Braggio Schwung zu geben, indem die Einwohner, unter fachlicher Begleitung, Projekte für ihr Dorf ausarbeiten. «Wir könnten zum Beispiel die Ferienhäuser verwalten», sagt sie. «Wir haben vierzig Ferienhäuser für zweihundert Menschen, die meistens leer stehen. Und ein Waldlehrpfad ist geplant.»

Soll Braggio also auf den Tourismus setzen?

«Wir haben eine Umfrage im Dorf gemacht. Braggio muss bleiben, wie es ist, sagen die Leute. Eine sanfte Entwick-

lung können sie sich vorstellen. Wir wollen, dass Leute nach Braggio ziehen, um da zu wohnen, deshalb haben wir eine Baugenossenschaft gegründet. Wir suchen noch Geld. Vielleicht, sagt Berta, könnte man die Kontonummer im Magazin abdrucken.»

Sie ist nervös wegen der Abstimmung. Einige Tage später ruft sie mich an, um zu sagen, dass das Entwicklungskonzept angenommen wurde, mit 17 zu 3 Stimmen. Ihr Mann sei skeptisch, er sei nicht mitgekommen an die Gemeindeversammlung, aber die Kinder hätten sie unterstützt.

Ob sie als Deutschschweizerin akzeptiert sei? Für Agnese Berta eine typische Klischeefrage. «Menschen, die hierher kommen, weil sie vor etwas flüchten», antwortet sie, «fällt es schwer, sich zu integrieren. Man kann sich hier nicht verstecken.» In einem kleinen Dorf zähle jeder. Vor einem halben Jahr sei das Fernsehen in Braggio gewesen mit der Sonntagssendung «Compania Bella». Das ganze Dorf habe mitgemacht. Alle hätten nachher von Braggio geredet, die ganze Südschweiz. Das habe ihr Mut ge-

macht. In kürzester Zeit hätte sie für das Entwicklungskonzept Geld gefunden. «Aber wir müssen aufpassen, dass wir nicht wieder apathisch werden. Wie kann ich für Subventionen kämpfen, wenn bloss drei Leute an die Gemeindeversammlung kommen?»

Lethargie

Dann geht Agnese Berta in den Stall, anschliessend muss sie an die Sitzung des Gemeinderats. Dann geht sie in die Küche, schüttet ein Birchermüesli zusammen, damit was auf dem Tisch steht, wenn sie nicht da ist. Sie hat Tempo, diese Frau.

«Warum nehmen Sie das alles auf sich?»

«Wenn man einfach dahinlebt, fällt man zurück. Die Geschichte lehrt, dass man sich entwickeln muss, wenn man das Leben erhalten will. Das ist überall so. Vor ein paar Wochen wurde der neue Tunnel beim Taleingang eingeweiht, zehn Millionen hat er gekostet, aber einer der Gemeindepräsidenten hat kaum Danke gesagt und davon geredet, was noch alles gemacht werden

muss, dabei ist erst kürzlich die Seilbahn vom Kanton finanziert worden. Da hat es mir abgelöscht. Wir sind manchmal zu lethargisch.»

Die einzige Wirtschaft in Braggio wird von der Gemeinde verpachtet, sonst gäbe es keinen Treffpunkt mehr. Man muss sich im Dorfladen anmelden, wenn man etwas essen will, aber dann kocht Mariella Ossobuco. Ihr Freund hilft ihr, er stammt aus Kosovo und kämpft immer noch darum, Schweizer werden zu dürfen, obwohl er Italienisch spricht und mit Mariella ein Kind hat. Er fühlt sich in Braggio zu Hause. Abgelegene Dörfer ist er sich von seiner Heimat her gewohnt. Bloss, dass man mit dem Auto nicht nach Braggio hochfahren kann, obwohl es eine Forststrasse gibt, kann er nicht verstehen. «Das ist die Agnese», sagt er. «Sie hat das durchgesetzt.»

Wegen der Lage auf der Sonnterrasse gilt Braggio im Calancatal als privilegierte Gemeinde. Unten ist der Winter

hart. Auf der Westseite des Flusses, wo Dorothea Rigonalli wohnt, muss man mit wenig Stunden Sonne auskommen. Auf einer kleinen Anhöhe direkt gegenüber einer Felswand hat sie ihren neuen Hof gebaut, der auf die Produktion von Natura Beef angelegt ist. Mehrere Autos stehen auf ihrem Gelände, dazwischen ein Gehege für Schweine. Zum Hof führt ein Feldweg, die Abzweigung von der Strasse signalisiert eine FC-Thunfahne. Die Tochter eines Thuner Lateinlehrers hat das Tal als Pfadfinderin kennen gelernt, die Pfade führen im Calancatal ein Ausbildungszentrum. Dorothea Rigonalli hat sich in einen Bauernsohn aus Cauco verliebt und drei Töchter seither grossgezogen, die ihr neben der Ausbildung helfen, den Hof zu führen. Ihr Mann ist psychisch krank und lebt wieder im Elternhaus; sie hat einen Freund im Unterland.

Dass Agnese Berta und Dorothea Rigonalli aus der Deutschschweiz stam-

men, ist vielleicht kein Zufall. Beide haben Ideen ins Tal gebracht und überlegen sich, wie es weitergehen soll. «Ja, die in Braggio haben mehr Bewegung», sagt Dorothea Rigonalli. «Da wollen Leute hin. Wir dagegen sind ein Anziehungspunkt für seltsame Menschen. Kürzlich hat wieder ein Junger sein Zelt am Fluss aufgeschlagen. Er sei Student, sagt er, und redet wirres Zeug. Alte Leute kommen zu uns, Rentner, die sich mit wenig Geld ein Haus kaufen. Aber je älter man wird, desto beschwerlicher ist es hier. Kein Laden, keine Apotheke, kein Arzt. Mein Alterssitz wäre das nicht.»

Freie Menschen

Selbst wenn Familien zuwandern möchten, sei der knappe Wohnraum ein Problem, weil fast niemand Häuser verkaufe, selbst wenn die einstigen Besitzer ausgewandert seien und die Häuser leer stünden, sagt Dorothea Rigonalli. Auch die Geschwister ihres Mannes sind alle weggezogen, einer wurde Bankdirektor, ein anderer ist beim Fernsehen. Die Krankheit ihres Mannes und ihr schwieriger Weg unter den misstrauischen Augen

«Wir sind ein Anziehungspunkt für Rentner. Aber je älter man wird, desto beschwerlicher ist es hier. Kein Laden, keine Apotheke, kein Arzt. Mein Alterssitz wäre das nicht.»

JUST A LITTLE BIT BITTER.
REFRESHINGLY BITTER SINCE 1783.

Also available: Bitter Lemon and Bitter Orange.

SO EINFACH LEASEN:

JETZT SCHON AB 8 FRANKEN/TAG*



Der neue 1007 mit automatischen Schiebetüren ist nicht nur Ihr perfekter Freund für unterwegs. Er ist jetzt auch in Geldangelegenheiten ein Gentleman. Denn für nur 250 Franken im Monat wird er zum ständigen Begleiter. Und verwöhnt Sie mit höchstem Komfort. fährt Sie mit dem 2-Tronic-Getriebe bequem an Ihr Ziel und passt sich dank dem caméléo-System jeder Ihrer Stimmungen an. Der 1007 ist im Bereich Sicherheit in seiner Klasse unerreicht und wurde mit der Höchstwertung «5 Sterne» im EuroNCAP ausgezeichnet. ES gibt ihn in diversen Motorisierungen von 1.4 mit 75 PS bis zum 1.6 16V mit 110 PS. Und SwissPack** ist inklusive.

*Leasingbeispiel: 1007 Urban (1.4 75 PS). Empfohlener Verkaufspreis CHF 20 990.-. Leasingdauer 49 Monate. Laufleistung 10 000 km/Jahr. Kautions CHF 1000.-. Erste erhöhte Rate CHF 3333.-. Leasingrate CHF 250.- (inkl. MWST) pro Monat. obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Jahreszins 5.95%. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch Peugeot Finance. Der Abschluss eines Leasingvertrages ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt.

**inklusive Service, Ersatz von Verschleissstücken und Peugeot Assistance für 3 Jahre oder 100 000 km (es gilt das zuerst Erreichte).



SO EINFACH. 1007



des ganze Tals haben Dorothea Rigonalli die Augen geöffnet. «Ich bewundere die Agnese, dass sie immer noch den Schnauf hat. Die Leute hier sind wie das Tal: engstirnig und von hohen Wänden eingeschlossen. Die werden nie etwas akzeptieren, das von aussen kommt. Und wenn etwas gut läuft, entsteht sofort Neid. Seit Jahren diskutieren wir über die Fusion der Gemeinden. Was hier geschieht, kommt mir manchmal vor wie Selbstzerstörung.»

Beim Abschied steht Dorothea Rigonalli vor der Tür und schaut ins herbstbraune Tal. «Aber wo finde ich das sonst?», sagt sie und lächelt. «Hier kann ich ein freier Mensch sein. Das habe ich schon gemerkt, als ich mit der Pfadi hierher kam. «Es ist harte Arbeit», sagt sie, «aber ich machs gern.»

Keine Angst

«Falsche Zahlen», sagt Ricardo Tamoni. «Dass die Bevölkerung schwindet, stimmt nicht. Im Gegenteil, sie nimmt zu. 804 waren es letztes Jahr, jetzt sind wir bei 806.» Ricardo Tamoni leitet das Büro der Randgebietsförderung in Gro-

no, und er weiss, die einzige Gemeinde, die zugelegt hat, ist Castaneda im äusseren Calancatal, ein Dorf, das Pendler aus Bellinzona anzieht. Tamoni ist längst klar, dass der Ton im Verteilungskampf der letzten Jahre härter geworden ist. Avenir Suisse und forsche Parlamentarier fordern eine genaue Prüfung der Millionen, die in die Bergregionen fliesen. «Entleerungsräume sagt man in der Regionalpolitik, wenn man über Gebiete wie das Calancatal redet», Ricardo Tamoni lächelt, «der Jargon hat eine fäkale Färbung angenommen.» Seine Stimme widerhallt im hohen Raum des Patrizierhauses mit der farbigen Stuckdecke und den düsteren Bürgerporträts.

«Die Vorstellung, das Calancatal aufzugeben und zu entvölkern, ist absurd. Wenn man den Fluss dort oben nicht im Auge behält, kann er gewaltig wüten, das hat man 1978 gesehen. Selbst das Tessin wäre nicht sicher. Aber ich mache mir keine Sorgen um das Calancatal. Das ganze Gebiet hier gehört langfristig zur Agglomeration Bellinzona. Sie sollten einmal im Sommer da sein, wenn die Leute zum Picknicken hoch-

fahren, sogar aus Mailand kommen sie. Kein Quadratmeter ist frei am Flussufer. Und wenn in ein paar Jahren die Alpentunnels gebaut sind, ist man in 90 Minuten in Zürich.»

«Reden wir von jetzt», sage ich, «das Tal ist überaltert. Die Jungen ziehen weg.»

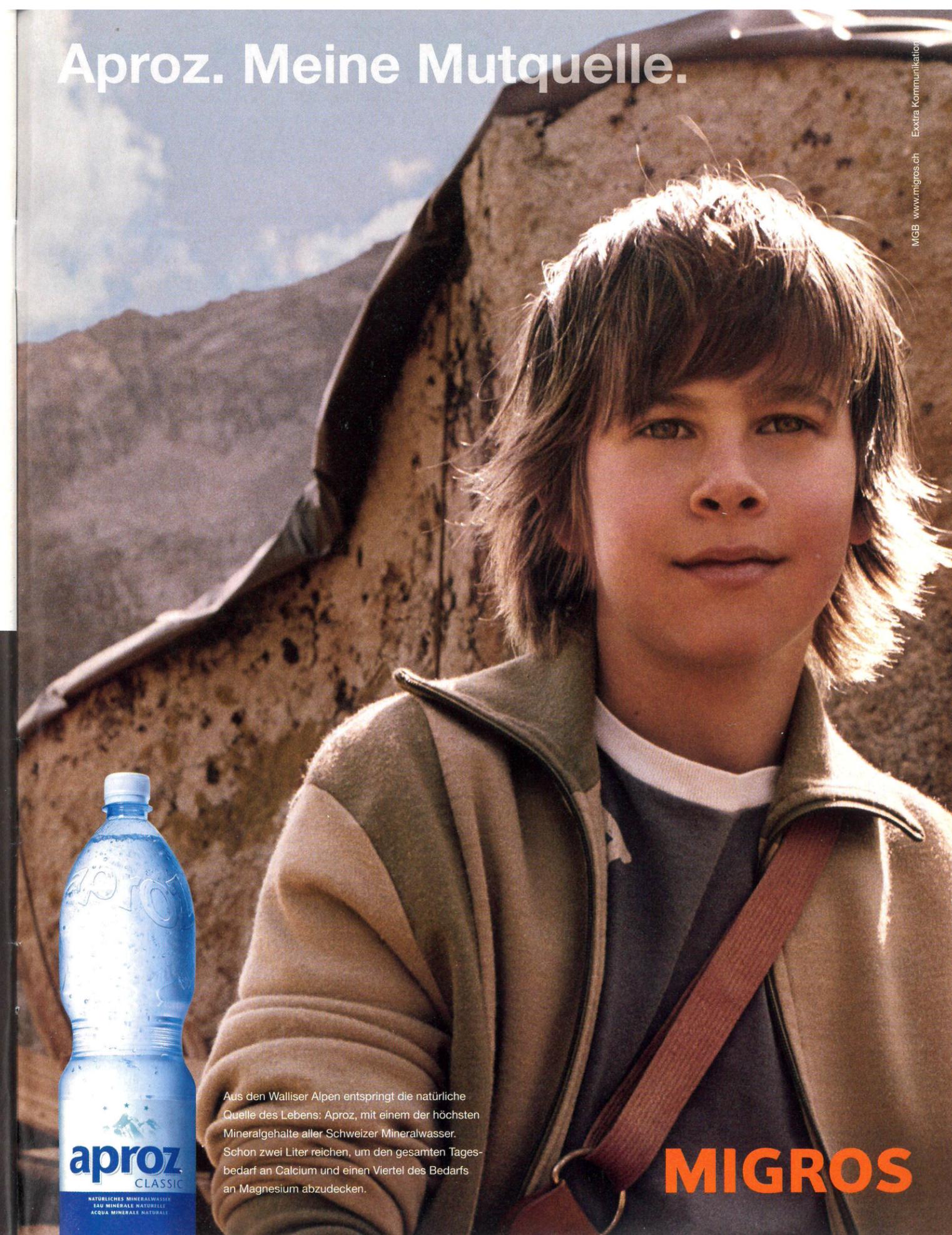
«Es gibt Pläne für einen touristischen Ausbau», sagt Tamoni. «Wir wollen endlich einen richtigen Campingplatz. Aber unser grosses Projekt ist der Nationalpark.» Im Frühling soll der Bundesrat über die Finanzierung der Projektstudie für einen Nationalpark im Raum Nordtessin/Rheinwaldhorn entscheiden.

«Ein Nationalpark ist nicht besonders originell», sage ich, «alle Randgebiete wollen einen.» Ein Konkurrent ist zum Beispiel die Region der Täler um Locarno, die ihren Park mit Italien plant, wo es schon einen gibt.

«Unser Park ist viel grösser», sagt Tamoni. «Ich glaube, wir haben gute Aussichten.»

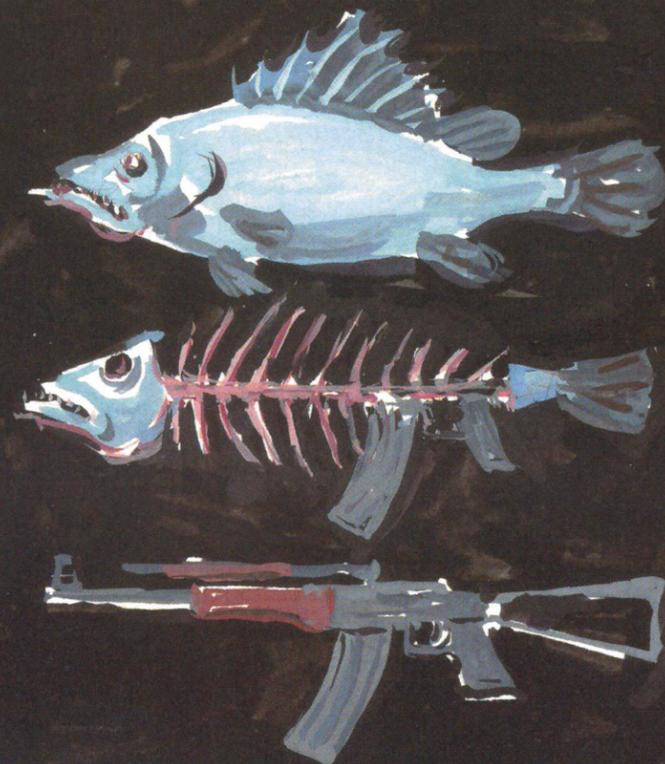
«Sehen Sie, das ist der Kritikpunkt des ETH Studios», sage ich, «diese Gleichmacherei. Überall Nationalparks,

Aproz. Meine Mutquelle.



MGB www.migros.ch Exxtra Kommunikation

- ★★★★ WINNER – Best Documentary 2004 – European Film Awards
- ★★★★ WINNER – Europa Cinemas Label Jury Award – Venice
- ★★★★ WINNER – Prix Arte – Best European Documentary
- ★★★★ WINNER – NFB Documentary Award – Montreal
- ★★★★ WINNER – Best Film – Copenhagen Dox
- ★★★★ WINNER – Best Documentary – Int. Filmfestival Fribourg 2005



DARWIN'S NIGHTMARE

A FILM BY HUBERT SAUPER

«ATEMBERAUBENDES KINO. WELTKINO.»

Jury Wiener Filmpreis

JETZT IM KINO



Aus den Walliser Alpen entspringt die natürliche Quelle des Lebens: Aproz, mit einem der höchsten Mineralgehalte aller Schweizer Mineralwasser. Schon zwei Liter reichen, um den gesamten Tagesbedarf an Calcium und einen Viertel des Bedarfs an Magnesium abzudecken.

MIGROS

JEAN-PIERRE DELHOMME

DAS MAGAZIN www.darwinsnightmare.com

EURIMAGES LOOK NOW!

neue räume 05

Internationale Wohn- und Möbelausstellung

Mi-Fr 12-22 Sa 10-22 So 10-18 Uhr

2-6 November 2005
ABB Halle 550
Zürich-Oerlikon

Presenting Partner
**CREDIT
SUISSE**

Media Partner
annabelle



Der Wohn-Event zum Anfassen

**Über 8000 m² Wohnerlebnis mit führenden Designlabels,
Sonderschauen, Events und Special Guests**

www.neueraeume.ch

Waldlehrpfade, Campingplätze, Kioske. Das Schöne am Calancatal ist doch, dass es noch nicht so aussieht, wie der Rest der Schweiz. Aber Sie werden sorgen dafür.»

Ricardo Tamoni überlegt lange. Er ist seit dreissig Jahren in der Regionalpolitik und hat ein fast philosophisches Verhältnis zu seiner Arbeit. «Gleichmacherei», sagt er, «wissen Sie, vor zwanzig Jahren hätten Sie das sagen können, als diese Chalets im Tal gebaut wurden, aber das ist vorbei. Heute können Sie nicht einmal einen Rustico renovieren, wie sie wollen. Die Vorschriften sind streng geworden. Wir wissen, was Nachhaltigkeit bedeutet.»

Inszenierung

Sollen doch die Leute ihre Rustici umbauen dürfen, wie sie wollen, je wilder, je besser, darum geht es nicht. Jeder sieht in diesen Tälern andere Werte bedroht. Für einen Romantiker ist das Calancatal mit den menschenleeren Dörfern, wo kein Polizist hinkommt, ein Ort der Freiheit, des Far West. Die alten Kneipen und schlichten Läden erinnern an eine Zeit, die weniger zivilisiert war. Und am Ende

der Fahrstrasse weht vor bescheidenen Ferienhauskolonien die Schweizer Fahne. Es ist vermutlich einfacher, die jüdischen Siedler aus Hebron zu vertreiben, als diese Chalets der Natur zurückzugeben.

Gleichzeitig wirkt das Tal wie eine Inszenierung. Die Aufrechterhaltung bäuerlicher Ursprünglichkeit ist nur mit Subventionen möglich, die Agnese Berta und Dorothea Rigonalli erlauben, ihren Traumberuf auszuüben. Und wer über achtzehn ist, macht so schnell wie möglich die Fahrprüfung und fährt zum Ausgang ins Unterland, wie die Jugendlichen aus Braggio und die Rigonalli-Töchter, auch wenn sie ihrer Mutter helfen, den Hof zu führen. Eine unvergessliche Jugend haben diese Jungen allemal gehabt. Vielleicht werden sie das Tal wieder entdecken, wie Verena Minotti aus Braggio, Köchin in der Schulmensa von Castaneda, die nach zehn Jahren wieder ins Heimatdorf zurückgekehrt ist. «Was ich schätze? Dass meine Kinder in der Natur aufwachsen können.»

Vermutlich wäre es das Beste, das Tal, so wie es ist, unter Schutz zu stellen

und allen Bewohnern eine lebenslange Rente auszuzahlen, denke ich, als die Gäste ins Hotel Valbella strömen, für 69 Personen ist gedeckt. Es ist Saisonabschluss. Signor Guido fährt für einige Wochen nach Bergamo, die Heimatstadt seiner Frau. Ab Dezember ist er wieder der Erste in der Wirtsstube und macht als Letzter die Türe zu. Wirtesonntage kennt er nicht. «Was diesen Ort kaputtmacht, sind die Vorschriften», sagt Signor Guido. «Alle machen Vorschriften. Die Gemeinde, der Kanton, der Bund. Für alles braucht man Bewilligungen. Etwas mehr Beweglichkeit, um Himmels willen! Sonst werden sie die Jungen nie im Tal behalten können.» Dann wird Polenta aufgetragen, Gämstpfeffer, Kaninchen. Die Leute sitzen an langen Tischen, Einheimische und Ferienhausbesitzer, Alte, Junge, sogar einige Kinder. An einem Tisch fangen sie an zu singen. ◀

Miklós Gimes ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazins» (miklos.gimes@dasmagazin.ch). Raffael Waldner ist Fotograf in Zürich (raffael.waldner@bluewin.ch).

KAPITALSUCHE FÜR UNTERNEHMER: HÜRDENLAUF MIT HINDERNISSEN?

PODIUMSDISKUSSION

9. NOVEMBER 2005, 17.30 UHR
ETH ZÜRICH FREIER EINTRITT

Leitung:
JUDITH WITTEW Tages-Anzeiger
Teilnehmende:
NICOLAS BERG
DR. PHILIPPE JEANNERET
MATTHIAS REINHART
OLIVER SCHÄRLI
DR. CHRISTIAN WENGER

ANMELDUNG + INFOS:
WWW.STARTMESSE.CH



Das Magazin 44 - 2005

Mit Ihrem Testament



geben Sie Leben weiter.

Diese Art von Unterstützung interessiert mich.

- Bitte senden Sie mir die Broschüre «Erbchaft – Vermächtnis».
- Bitte senden Sie mir den Ratgeber über das Verfassen von Testamenten.
- Bitte senden Sie mir den Ratgeber mit Vorlagen für Informationen an die Angehörigen bei Krankheit und im Todesfall.
- Bitte senden Sie mir Informationen über die Aktivitäten von Terre des hommes.

Name Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Einsenden an: Terre des hommes, Frau Katja Pfäffli, Büro Deutschschweiz,
Köchlistrasse 2, 8004 Zürich, Tel. 044 245 40 45 oder Bestellung über www.tdh.ch



aide à l'enfance - www.tdh.ch



BERN GEGEN BERN

Text Stefan von Bergen und Jürg Steiner

Würden die Kleinstädte rund um Bern mit- anstatt gegeneinander arbeiten, könnte die gesamte Region profitieren. Doch viele Politiker verharren in ihrem Lokalpatriotismus.

Der Ball schien aus südlicher Richtung den Berner Luftraum anzufliegen, als hätte er irgendwo in den Bergen des Oberlandes abgehoben. Er senkte sich am 23. August tückisch aus dem Nachthimmel und zappelte plötzlich im Netz des Stade de Suisse. Ein schöneres Tor ist bis jetzt im neuen Berner Fussballstadion nicht erzielt worden. Den Jubel der 32 000 Zuschauer hörte man bis ans andere Ende der Stadt – obschon der Kunstschütze, Mauro Lustrinelli, nicht bei den einheimischen Young Boys spielt, sondern in Diensten des FC Thun steht. Sein 3:0 gegen Malmö stiess den Berner Oberländern die Tür zur Champions League auf.

Damit beschert Thun der Stadt Bern einen Herbst grosser Fussballgefühle. Der Lokalverein Young Boys bringt höchstens eine Stimmung wie im halb leeren Nationalratssaal ins neue Stadion. Die Thuner hingegen ringen mit viel Engagement begabtere Mannschaften nieder. Diese Konstellation macht das Stade de Suisse für Thuns Fussballinszenierungen zur perfekten Bühne. Angenehm eingemittelt: Fans aus dem Berner Vorort Bümpliz brauchen gleich lang wie jene aus Thun, um in die Arena zu gelangen. Und ökonomisch raffiniert: Die potente Hauptstadt stellt das elegante Stadion zur Verfügung, die vitale Provinzstadt haucht dem Tempel Leben ein – effizienter können die Vorteile eines Städtetetzes nicht genutzt werden.

Das hat den Berner Stadtpräsidenten Alexander Tschäppät inspiriert: Im September schlug er Lustrinellis Zauberspruch mit einem weiten Abstoss bis hart an Thuns Strafraumgrenze zurück. «Wir haben ein wunderbares Fussballstadion, Thun hat eine wunderbare Mannschaft. Und die S-Bahn-Fahrzeit zwischen Bern und Thun ist wunderbar kurz. Deshalb frage ich mich: Warum teilen wir das Stadion nicht? Braucht Thun wirklich ein eigenes?» So liess er sich zitieren.

Das sei natürlich eine Gedanken-spielerei, sagt Sozialdemokrat Tschäppät heute. Thuns Erfolg freue ihn, er befruchte ja auch Bern. Und einen Gedanken wert sei es schon, ob es richtig sei, zwischen Thun und St. Gallen alle 30 Kilometer ein neues Stadion zu planen. Vernünftig gedacht.

Vernünftig gedacht? Tatsache ist, dass mit dem wahrscheinlichen Ausscheiden der Thuner aus der Champions League auch die fussballökonomische Kooperation zwischen Bern und Thun enden wird. Jeder wird wieder eigene Ambitionen verfolgen. Die Thuner, die gewöhnlich ihre Heimspiele in dem für internationale Begegnungen zu altertümlichen «Lachen» austragen, wollen ein neues, schönes Fussballstadion – so sehr, dass sich die Stadtregierung in rührendem Engagement selber eine Bewilligung erteilte, auf der Strasse dafür demonstrieren zu dürfen. Bloss 20 Kilometer südlich des Stade de Suisse soll für 170 Millionen Franken die Thuner Alpenarena «Sole» entstehen – mit Dachparkplätzen, Einkaufszentrum und 10 000 Sitzplätzen.

Unerbittliche Konkurrenten

Wie ein Fels sitzt Hans-Ueli von Allmen, Thuner Stadtpräsident, im Rathaus an seinem Tisch. Zum offenen Fenster hinein grüsst die Pyramide des Niesen, daneben schillert die Blümlisalp. Vom nahen Mühleplatz, dem Thuner Herz direkt an der Aare, hört man mediterranes Stimmengewirr. Der sportliche Erfolg des FC Thun nimmt von Allmens selbstbewusstem Pragmatismus die Provinzialität. Ohne Kompromisse schmettert er den Ball seines Parteikollegen Tschäppät aus dem Thuner Strafraum. Der Thuner Stadtpräsident ist gegen eine Stadioneiteilung. Der FC Thun könne mit einem normalen Meisterschaftsspiel das Stade de Suisse niemals füllen. Und das Thuner Gewerbe würde sich ärgern, weil es auf den an Berner Firmen verge-

benen Werbeflächen im Stadion keinen Platz habe. «Wollen Sie eine Schmalspur-Fussballmeisterschaft, die mit austauschbaren Klubs ohne Identität in den Grossstadion von Basel, Genf und Bern stattfindet?», fragt von Allmen.

Von einer Aufgabenteilung mit dem nahen Bern und den anderen Städten, die die Kantonshauptstadt wie einen Kranz umgeben, will von Allmen nichts wissen. Was immer es vermag, will Thun nicht dem grösseren Bern überlassen, sondern selber machen und selber haben: ein eigenes Stadion, Einkaufszentren, Sitze lukrativer Firmen, gute Steuerzahler. Der Präsident der zehntgrössten Schweizer Stadt drückt es so aus: «Mein Ansatz ist die Region. Ich habe mich einmal entschlossen, Lokalpolitiker zu sein.» Es gebe zwar im Kanton Bern die schöne Strategie einer Städteachse Thun–Bern–Biel: «Aber das ist ein Papiertiger. Realität ist die Konkurrenz der Regionen.» Die Stadt Bern, in die jeden Tag über 10 000 Menschen aus der Agglomeration Thun zur Arbeit pendeln, sei mit ihrem Bildungs- und Kulturangebot eine andere Kategorie. «Aber Biel ist auf Augenhöhe mit uns. Biel ist unser schärfster Konkurrent.» Wie ein ehrgeiziger Fussballer hat von Allmen zwei Niederlagen nicht vergessen – als das Bundesamt für Kommunikation und der Sitz des Paketverteilers UPS an Biel statt an sein Thun ging.

«Ich kann als Stadtpräsident nicht zuschauen, wie meine Stadt im Standortwettbewerb absäuft», sagt von Allmen. Genau das passierte Thun in den Neunzigerjahren. Die lokale Spar- und Leihkasse kollabierte, Werner K. Rey ritt das Metallwerk Selve, einst Thuns grösster Arbeitgeber, in den Ruin, und die Eidgenossenschaft zog nach dem Ende des Kalten Kriegs Soldaten und Rüstungsbetriebe aus der Garnisonsstadt ab. Thun verlor bis zu 4000 Arbeitsplätze, die Arbeitslosenrate schnellte auf einen nationalen Spitzenwert von 4 Pro-



Berner Städtekrans: Bern (Bildmitte) und die Städte Solothurn, Burgdorf, Thun, Freiburg, Biel, Grenchen (im Uhrzeigersinn)

zent, während Bern, die krisenresistente Verwaltungstadt, verschont blieb.

Heute ist es umgekehrt. Thun hat sich aufgerappelt. Während die Agglomeration Bern seit Jahren bei knapp 300 000 Einwohnern stagniert, wächst jene von Thun als einzige weit und breit. Von unter 80 000 in den Krisenjahren auf heute über 90 000 Einwohner. Die verlorenen Arbeitsplätze hat die Region mehr als kompensiert. Insbesondere Jungunternehmen siedeln sich gern in Thun an, angezogen von den Starhilfen des Swiss-Economic-Forums, des bedeutendsten KMU-Anlasses der Schweiz.

Seine Stadt erlebe derzeit eine Wiedergeburt, sagt René E. Gyax, Chefredaktor des «Thuner Tagblatts». Thuner und Nicht-Thuner entdeckten die Schönheit der Alpenstadt am See neu. Die Innenstadt, einst eine «gastronomische Sahelzone», sei heute Trendmeile. Sogar die Jugend aus der Stadt Bern pilgere in die Bars im früheren Selve-Areal, und das Berner Kulturbürgertum besuche die Musicals auf der Seebühne.

Thun hat, was Bern fehlt: Seezugang, eine Promenade am Wasser und selbst eine Goldküste. In den Steueroasen Oberhofen und Hilterfingen sind die Hänge über dem Thunersee dicht verbaut. Die Küste ist steiler und weniger lieblich terrassiert als am Zürichsee. Aber der Blick auf die nahen Berner Hochalpen ist spektakulärer. An der Thuner Goldküste wohnen Leute, die in der Berner Bundesverwaltung gutes Geld verdienen.

Kühl lässt das Berns Stadtpräsident Tschäppät nicht. Die guten Steuerzahler hätte er gern in der Bundesstadt. Aber dort gibt es derzeit kaum leere Wohnungen. An sich könnte die Region Bern mit dem Standortvorteil werben, im nahen Thun Wohnstandorte mit Weltklasseniveau zur Verfügung zu haben. Die Erfolgsgeschichte am Thunersee könnte auch die Hauptstadt beflügeln. Aber die Realität sieht anders aus.

Thuns globale Ambitionen

Der Berner Städtekranz funktioniert nach dem Neidprinzip. Thuns Höhenflug, auf dem Fussballplatz und in der Wirtschaftsförderung, ist ein Plädoyer für den Alleingang. Ist das ein Zukunftsmodell? «Sich im innerkantonalen Wettkampf Kunden abjagen, das ist falsches, zu enges Denken. Berns und auch Thuns künftige Konkurrenten sind Zofingen oder Zürich, die durch die neuen Verkehrsverbindungen immer näher rücken», sagt Alexander Tschäppät. Wochenendflüge in die europäischen Shoppingmetropolen setzten nicht nur den Berner Innenstadt-Gewerblern zu. Wolle der schwächelnde Kanton Bern konkurrenzfähig bleiben, dann müsse das Potenzial der Grossregion Bern ausgeschöpft werden. Und dazu gehöre auch Thun.

Die kleinkarierte Lokalpolitik dominiert auch bei den wirtschaftlichen Standortentscheidungen – selbst wenn mit der ganz grossen Kelle angerichtet wird.

«Vielleicht überleben wir in Thun ja die Herausforderungen der Globalisierung besser als Bern, weil wir loyal sind und nicht in die nächstgrössere Stadt wegrennen, sobald die Konjunktur ein wenig anzieht», erwidert von Allmen ungerührt. Details zählen, lokale Identifikation. Er hat schon erlebt, dass Firmen nach Thun kamen, weil die Chefs sich gut vorstellen konnten, dass das grandiose Alpenpanorama und der See qualifizierte Mitarbeiter anziehen würden.

Hans-Ueli von Allmen denkt nicht daran, von seinem Kurs des lokalen Pragmatismus abzuweichen und Thun als Teil eines Städtekranz-Modells zu verstehen. «Das ist meinerseits eine interessante Vision, aber sie ist zu gross. Die Wirklichkeit ist stärker als die Vision.» Wenn man diese Vision umsetzen wolle, müsse man «die Schweiz neu erfinden, bei null anfangen, die Geldströme neu legen, die Rahmenbedingungen total ändern». Und das gehe nicht. Lässt sich die Schweiz also gar nicht reformieren? «Jedenfalls nicht von oben», sagt von Allmen. In der Schweiz lasse sich nur durchsetzen, was zuerst im lokalen Umfeld erprobt werde.

Das trifft nicht nur für die Politik zu. Die kleinkarierte Lokalpolitik dominiert auch bei wirtschaftlichen Standortentscheidungen – selbst wenn mit der ganz

grossen Kelle angerichtet wird. Die Migros-Genossenschaft Aare stellt derzeit in Brünnen bei Bern das vom amerikanischen Stararchitekten Daniel Libeskind entworfene Grosszentrum «Westside» mit Wellnessbereich, Kinos und Shoppingarea hin. Den 350-Millionen-Bau an der Stadtgrenze verstehen Berner gerne als Beweis ihrer Weltläufigkeit. In Wirklichkeit macht das Prestigeprojekt aber den Konkurrenzkampf unter den Shoppingzentren im Berner Städtekranz zu einer kleinkariert-bissigen Auseinandersetzung wie das Fussball-Derby zwischen den Young Boys und Thun. Auf einer Strecke von 30 Kilometern werden mit dem Shoppyländ, der Mall im Stade de Suisse, der Berner Altstadt, «Westside» und dem Projekt «Gottéron-Village» bei Freiburg fünf überregionale Einkaufszentren auf Kunden warten – zumal man in Thun-Süd mit einem neuen Gross-Migros dafür sorgen will, dass «die Oberländer Shopper den Blinker 20 Kilometer früher stellen und zum Einkauf nicht mehr runter nach Schönbühl fahren», wie der Thuner Stapi von Allmen zufrieden festhält. Thomas Bornhauser, Sprecher der Migros-Genossenschaft Aare, begegnet dem Berner Shopping-Schlachtfeld mit kühler Analyse. Die Migros, sagt er, sei ein Abbild der Schweiz und habe Erfahrungen mit dem kleinräumigen Mobilitätsverhalten: Kunden, so Bornhauser, bewegen sich an Wochenenden nicht über einen Radius von etwa 25 Fahrminuten hinaus.

Der lokale Föderalismus ist die raumordnende Macht der Region Bern. Macht das den Städtekranz zur abgehobenen Fiktion? Nein, entgegnet Christian Cappis, Generalsekretär des Espace Mittelland, eines bis jetzt saft- und kraftlosen überkantonalen Kooperationsvereins zur Wirtschaftsförderung im ökonomischen Jammertal zwischen den Metropolitanräumen Zürich-Basel und Genf. Cappis ist daran, seinen Verein schlagkräftiger zu machen, indem er klar auf eine Vision setzt: «Bern lässt sich nur retten, wenn wir auf den Städtekranz setzen.»

Wie bitte soll das gehen? Indem man den Bernern vor Augen führt, wohin ihre Region steuert, antwortet Cappis. Wenn sich nichts bewege, werde Bern zerfliessen zwischen Zürich und Genf und die heutige Lebensqualität einbüßen. Cappis versucht es mit einem fiktiven Lagebericht aus dem Jahr 2010 klar zu machen: «Ende 2008 hat der Bund entschieden, die Spitzenmedizin in Zürich und Lausanne zu konzentrieren. 2010 haben die Universitäten Freiburg, Neuenburg und Lausanne eine Kooperation beschlossen mit dem Ziel, eine einzige Universität mit mehreren Kompetenzzentren zu schaffen. Der Flughafen Belpmoos entwickelt sich gut – dank Charterflügen in den Mittelmeerraum und in die europäischen Shopping-Hochburgen vorab in Osteuropa. Kantonsparlamentarier verschiedener Parteien verlangen in Vorstössen Mass-

nahmen zur Stützung des Detailhandels, namentlich in der Berner Innenstadt. Im Herbst 2008 hat der Bundesrat beschlossen, aus Wirtschaftlichkeitsüberlegungen nur den Ausbau der Bahnhöfe Zürich und Basel sofort voranzutreiben. Investitionen in die Linien Bern-Neuenburg, Bern-Thun sowie in den Bahnhof Bern werden zurückgestellt. In der Sommersession 2009 hat der Grosse Rat die «Weiterentwicklung für die Wachstumsstrategie des Kantons Bern aus dem Jahr 2005» verabschiedet. Mit besonderer Berücksichtigung der Förderung urbaner Räume und der Erhaltung der landwirtschaftlichen Produktionsflächen im Mittelland.»

Wenn Christian Cappis sich ins Feuer redet, rackert er engagiert wie der Thuner Stürmer Lustrinelli im gegnerischen Strafraum. An ein Traumtor aber darf er nicht denken. ◀

Stefan von Bergen
(stefan.vonbergen@bernerzeitung.ch) und
Jürg Steiner (juerg.steiner@bernerzeitung.ch)
sind Redaktoren der «Berne Zeitung».

ENERGEL Pentel Writing Technology

Pentel ENERGEL

Liquid-Gel Roller. Mega Schreibkomfort

Pentel ENERGEL

Sanft. Leicht. Ausdauernd. High-Speed-Trockenzeit

Pentel ENERGEL

Peter, you never get a second chance to make a first impression!

Ball-Spizze Medium
Metall-Spizze Fine
Nadel-Spizze Extra Fine

JACK DANIEL'S
OLD TIME
Old No. 7 BRAND
QUALITY
Tennessee SOUR MASH WHISKEY
DISTILLED AND BOTTLED BY
JACK DANIEL DISTILLERY
LEWIS & CLARK, TENN. U.S.A.
EST. 1866
40% ALC. BY VOL. (80 PROOF)

OFFICIALLY, IT'S JACK DANIEL'S OLDTIME OLD NO. 7 BRAND QUALITY TENNESSEE SOUR MASH WHISKEY. (BUT YOU CAN JUST ASK FOR JACK.)

YOUR FRIENDS AT JACK DANIEL'S REMIND YOU TO DRINK RESPONSIBLY.

JACK DANIEL'S AND OLD NO. 7 ARE REGISTERED TRADEMARKS. ©2004 JACK DANIEL'S. COME VISIT US AT WWW.JACKDANIELS.COM

DISTRIBUTED BY BALLANTINE'S-BACARDI AG

Leben Sie schön.



TOGO. Design: Michel Ducaroy. Spontan, leidenschaftlich, ungezwungen seit 1973.

www.ligne-roset.ch

Aargau

Baden, Lüscher Wohnen
Reinach, Möbel Hunziker
Spreitenbach, Müller Mobilia

Basel

Basel, Store ligne roset

Bern

Bern, Meer Wohnen
Nidau / Biel, Brechbühl Interieur

Freiburg

Düdingen, Möbel Lehmann

Graubünden

Davos-Platz, Casty Wohnen

Luzern

Luzern, Sitz & Co

St. Gallen

St. Gallen, Möbel Müller AG

Schwyz

Pfäffikon, Müller Mobilia
Schwyz, Wohnform Tschümperlin

Ticino

Locarno, Halm Gagliardi SA

Wallis

Siders, Intérieurs Emile Moret

Zug

Cham, Wohnidee Stadelmann

Zürich

Dübendorf, Store ligne roset
Winterthur, Möbel Müller AG
Zürich, Stores ligne roset

ligne roset

Beatrice Knifati, 56, ist Wirtin der Schachen-Pinte in Hofstatt am Napf. Die Idee, das Napfgebiet zu einem Nationalpark zu erklären, findet sie Nonsens.

Zeitungen lese ich, wenn sie bereits veraltet und die neuen schon gedruckt sind, nachts ab viertel nach eins. Ich lese sie hier in der Gaststube, mein allnächtliches Ritual. Um zwei oder drei lege ich mich dann ins Bett, meistens schlafe ich schnell ein, träume normal.

Die Schachen-Pinte, die ich seit siebzehn Jahren führe, ist mein Elternhaus, hier bin ich geboren, im Luthertal am Napf. Der Erste, der hier wirtete, war mein Urgrossvater, er begann 1893, und die Wirtschaft vererbte sich dann von Generation zu Generation, von Tochter zu Tochter. Knifati heisse ich, weil ich mit einem Libanesen verheiratet war. Der Mann, der nun an meiner Seite ist, heisst Hans Schärli und verantwortet die Küche.

Um acht oder halb neun Uhr stehe ich auf, Frühstück esse ich nicht, es gibt Tage, vor allem Sonntage, da esse ich erst nachts um zehn zum ersten Mal etwas Richtiges. Ich komme also in den Betrieb hinunter, schaue mir den Küchenplan an, den Personalplan, es gibt immer etwas zu organisieren, ich bin gerne Wirtin hier in Hofstatt am Napf.

Dann mache ich vielleicht das Mise en place et cetera, et cetera, und schon ist

Mittag, ich serviere die Essen, rede mit den Leuten, ja, als Wirtin ist man auch Seelsorgerin. Als letzthin die Lego in Willisau bekannt gab, sie schliesse das Werk, merkte man den Leuten ihren Kummer schon an.

Ich bin die Älteste meiner Eltern, und eigentlich wollten sie nicht, dass ich einen Beruf lerne. Aber ich war ein eigenwilliges Kind. Das Tal hier war mir damals zu eng. Nach der Sek ging ich deshalb nach Paris und arbeitete dort in einer Tagesschule, geführt von katholischen Nonnen. Dann machte ich in Liesetal, Baselland, das KV, ging nach London, vier Jahre lang, zuerst als Aupair, dann als Sekretärin. Schliesslich kam Genf, ich war Sous-Directrice im Mövenpick, dann Treuhänderin. 1984 kam ich ins Luthertal zurück, 1988 übernahm ich die Wirtschaft.

Luthertalerin bin ich mit Herz und Seele. Es liegt mir daran, dass es dem Tal gut geht. Geht es dem Tal gut, geht es auch mir gut. Es liegt mir daran, dass es hier, ausser der Landwirtschaft, noch anderes gibt. Deshalb gründeten wir vor sechs Jahren den Verein Pro Luthertal. Vereinszweck ist die touristische, kultu-

relle, soziale und wirtschaftliche Stärkung des Luthertals, ich bin Präsidentin.

Sorry, aber wenn ich jetzt höre, ein paar Basler oder Zürcher Stararchitekten planen, unter anderem das Napfgebiet zu einem Nationalpark zu erklären oder zu einem grossen Central Park, in dem die Menschen aus der Stadt sonntags wohl joggen, wo aber keine Entwicklung mehr stattfinden dürfe, sorry, da fällt mir nur eines ein: Nonsens.

Diese Idee verstösst gegen den gesunden Menschenverstand. Man kann den Napf doch nicht einfach zu einem Naturreservat ausrufen. Hier leben zehntausend Menschen! Von was sollen die Leute leben, wenn sie nichts mehr verändern dürfen? Sollen die vielleicht sogar in die Agglomerationen umgesiedelt werden? – wo es ohnehin schon zu viele Probleme gibt, schulmässig, verkehrsmässig. Nein, so ein Plan ist schlicht nicht machbar.

Nachmittags, zwischen zwei und fünf, bin ich oft allein im Betrieb und mache den Service. Es käme mir zu teuer, während dieser Zeit jemanden zu beschäftigen. Um fünf beginnt die Abendschicht, wieder gibt es Besprechungen, Instruktionen, ich teile zum Beispiel mit, welcher Wein der Tageswein ist et cetera.

Eine Idee hat unser Verein bereits in die Tat umgesetzt, den Luthertaler Sagenweg. Das Napfgebiet ist ja voller Geister, unsere Sagen sind unser Kulturgut. Der Sagenweg beginnt hier vor der Wirtschaft und führt vorbei an sieben Skulpturen, die Holzbildhauer während eines Symposiums formten.

Ausserdem bin ich Präsidentin des Gewerbevereins Hinterland und mache bei der Wina mit, Wirte der Willisauer Napfregion.

Abends ab sechs bin ich dann wieder voll am Bedienen, bis Feierabend, dann mache ich die Tagesabrechnung und lese, zur Entspannung, die Zeitungen, die bereits nicht mehr gelten. Fernsehen müsste es von mir aus nicht geben.

Aber irgendwann, ja, werde ich wieder in einer Stadt leben, und diese Stadt muss an einem See liegen.

Erwin Koch (erwinkoch@bluewin.ch)
Bild Christian Schnur (schnur@balcab.ch)



Das Magazin 44 – 2005